25/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Nadelöhr Donau

Budapester Verkehrsprobleme und Lösungen

Flug über das Pferd

Höchstnoten für neue Turn-Kreationen

Wo Bären Hausbesuche machen

FW-Reporter im Taiga-Jagdrevier an der Oberen Lena

★ Inhalt

Verkehr
Vorfahrt für Bus und Metro – Verkehrsprobleme in Budapest **Seite 4**

Als Augenzeuge dabei
FW schildert exklusiv in Bild und Text die Eröffnung der ersten DDR-Antarktisstation **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Reisebericht
Robinson in Tobolsk **Seite 16**

Zoologisches
Seltene Pfleglinge im Leningrader Tiergarten **Seite 19**

Suchaktion
Ehemalige sowjetische Zwangsarbeiter zu Gast in Coswig **Seite 20**

Sport
Das Schwierigste am schwierigsten Pferdsprung: Virtuosität **Seite 22**

Zeitgeschehen
Michail Gorbatschow zu den sowjetisch-amerikanischen Beziehungen **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Die ersten Schritte **Seite 28**

Kunstausstellung
Porträt und Modell in Dresden **Seite 30**

Technisches Denkmal
Das Salzbergwerk Wieliczka **Seite 32**

Serie
Arnold Zweig: Sowjetisches Tagebuch 1952 **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Kolobok bei den Sternbildern **Seite 40**

Märchen **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Afghanistan aktuell
Wohnungsprobleme in Kabul **Seite 46**

Reportage
Bei Zobeljägern in der Taiga **Seite 52**

Titelfoto:
Den sibirischen Jäger Arkadi Antipin fotografierte Lothar Willmann

Redaktionsschluß für dieses Heft: 30. 11. 87

★ Im Blickpunkt

Eine Müllhalde irgendwo in der „dritten Welt". Mensch und Tier auf der Suche nach einem Knochen, an dem vielleicht noch ein paar Fasern Fleisch hängen, nach einer nur nachlässig geleerten Konservendose, nach dem Fetzen eines Autoreifens, den man für Pfennige beim Trödler losschlagen kann.

Haben wir nicht den Jubel noch im Ohr, vor Augen noch die Tänze unter der neuen Fahne, die so verheißungsvoll im Wind flatterte? Und heute? Tag für Tag 40 000 verhungerte Kinder. Armut, die zum Himmel schreit. Seuchen, schon verdrängt, die zurückkehren.

Mit Händen und Füßen – Kanonen und Galgen nicht zu vergessen – haben sich die Kolonialherren gesträubt, ihre Beute loszulassen. Was für eine Dummheit: jetzt sind die Regierungen fein heraus, waschen ihre Hände in Unschuld und halten humanitäre Sonntagsreden zum Fenster hinaus. Alles übrige regelt die bekannte freie Marktwirtschaft.

Am Anfang war die Hilfe. Die Reichen borgten den Armen Geld. Kredite muß man bekanntlich zurückzahlen, plus Zinsen und Zinseszins. Heute ist die „dritte Welt" mit tausend Milliarden Dollar verschuldet. Eine Zahl, mit der allenfalls Bankiers etwas anfangen können. Was also ist aus der Hilfe geworden? Wie zu erwarten, ein Würgegriff, der dem Strangulierten gerade soviel Luft läßt, daß er seine Rohstoffe pünktlich liefern und seine Exporterlöse zum fälligen Termin auf das richtige Konto überweisen kann. Nach Lateinamerika beispielsweise sind 1985 nur noch 5 Milliarden Dollar an Krediten geflossen, in umgekehrter Richtung aber 35,4 Milliarden an Zinsen, die letzten Endes natürlich die Armen mit ihrem Elend bezahlen. Wer hilft da wem?

Und wohin fließen Profite und Zinsen? Beispielsweise in die bodenlosen Kanäle von SDI. Vor einigen Monaten untersuchte in New York eine Konferenz den Zusammenhang zwischen Abrüstung und Entwicklungshilfe. 150 Staaten beteiligten sich. Nur die USA fehlten. Sie sehe da, sagte die Administration in Washington, keinen Zusammenhang. Der Rest der Welt, von wenigen weiteren Ausnahmen abgesehen, begreift den Zusammenhang und befürwortet den Vorschlag der UdSSR, durch Abrüstung und Entspannung freigesetzte Mittel aus den Rüstungsetats zu vernünftigen Bedingungen in die „dritte Welt" zu leiten.

Daß in den Chefetagen jener Banken und Konzerne, die das große Schuldengeschäft machen, humanitäre Ideen um sich greifen, ist nicht zu erwarten. Aber wenn die Manager, wie man hört, mit Vernunft begabt sind, mit Geschäftssinn ohnehin, wenn sie denn wandlungsfähig sind, müßten sie wohl zu der Erkenntnis gelangen, daß nur kurzsichtige Gläubiger ihre Schuldner erwürgen. Tote zahlen keine Zinsen.

Einen „Schandfleck für die zivilisierte Menschheit" hat Michail Gorbatschow genannt, was sich heute in weiten Teilen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas abspielt. Ein Bruchteil dessen, was in aller Welt in die Rüstung gesteckt wird, würde genügen, den Schandfleck zu tilgen: daß für Millionen Menschen zwischen ihrem elenden Leben, wenn man es denn Leben nennen will, und dem Hungertod als letzte Station nur noch eine Müllhalde steht.

Jürgen Jessel

World Press Photo

Letzte

Station: die Müllhalde

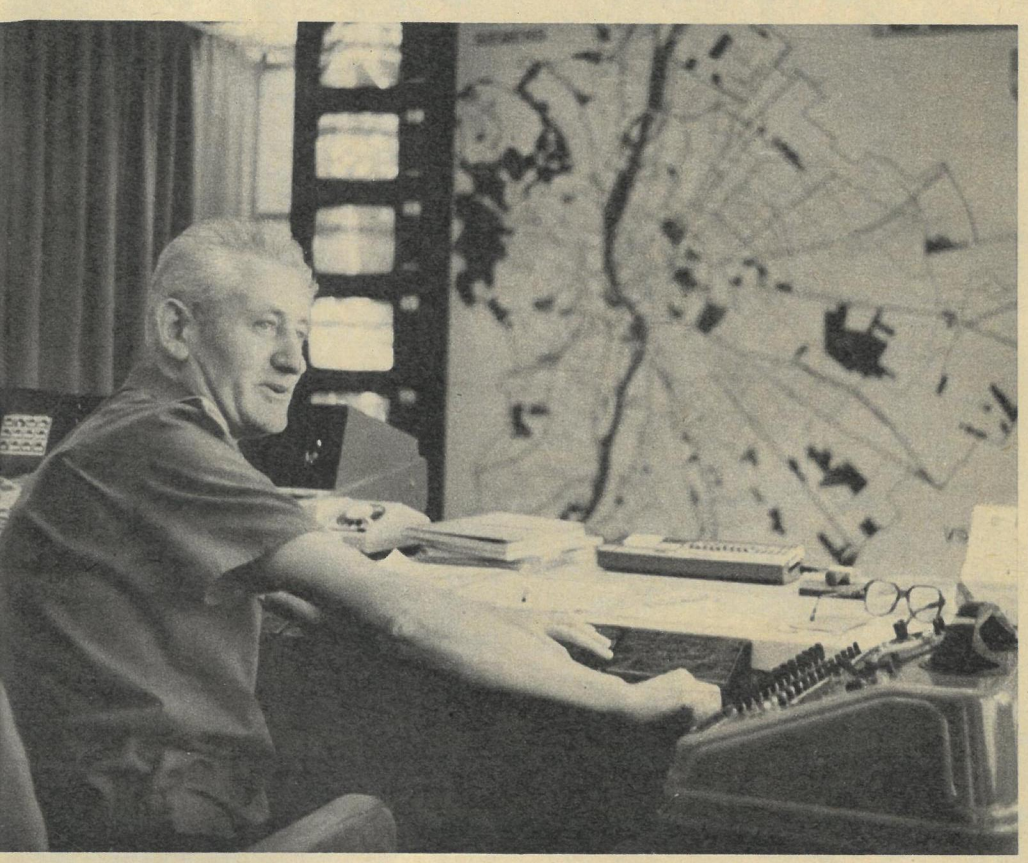
Millionenstadt Budapest und ihr Verkehr:

Wie geht's – wie rollt's?

Die Autokarawane auf Achse. Fast ohne Pause. Über die Elisabeth-Brücke, von Pest nach Buda und retour. Ein Knotenpunkt des Verkehrs im Blickfeld der Kamera. FREIE WELT-Reporter Wolfgang Scheel (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) waren einige Tage aktive Verkehrsteilnehmer in der Donau-Metropole.

Wie geht's — wie rollt's?

Waren das noch Zeiten, zumindest verkehrsmäßig, da der Postillon vom hohen Bock herunter mit Signalhorn die Ankunft der Postkutsche Wien-Pest kundtat. Oder wenn der Passant an der Kettenbrücke dem Lenker des mit zwei PS gemütlich vorbeizuckelnden Omnibusses lässig per Handzeichen zu verstehen geben konnte, daß er ein Stückchen mitzufahren gedenke. Wie romantisch war's da doch um das Fortkommen von einem Ort zum anderen bestellt. Und ohne Hektik! Dafür allerdings oft genug verbunden mit schmerzhaften Blessuren, wie es der Chronist Wilhelm von Kügelgen in seinen Jugenderinnerungen für die Zeit um 1820 sehr eindrücklich schilderte: „Zwischen Leipzig und Dresden (es stünde auch für Wien-Pest d. A.) gingen damals zwei Personenposten, die sogenannte gelbe und die grüne Kutsche.



STRASSENKONTROLLE: Die Steuerzentrale sorgt mit dafür, daß der Verkehr auf den Hauptstraßen zügig rollt.

Die erste dieser Gelegenheiten stieß dermaßen, daß Leib und Seele Gefahr liefen, voneinander getrennt zu werden, daher besonnene Leute die andere, etwas gelindere zu wählen pflegten. Doch war auch diese noch immer von der Art, daß man bisweilen vor Schmerz laut aufschrie, und wenn der Schwager nicht an jeder Schenke gehalten hätte, so würde man es kaum ertragen haben…“

Beschwerlich war es damals halt auch – und überhaupt nicht zu vergleichen mit dem Großstadtverkehr einer Zweimillionenstadt, die sich auf 172 Quadratkilometer zu beiden Ufern der schönen blauen – na ja, stellenweise leider rostbraunen – Donau ausgebreitet hat. Heute zählt nicht Romantik, sondern schnelles Zum-Ziel-Kommen im Getriebe des Großstadtverkehrs. Eine gelbe, eine blaue und sogar eine rote Linie gibt es jedoch jetzt auch in Budapest. Allerdings eine Etage tiefer – das Metronetz unter der Erde, in Kooperation mit der UdSSR ausgebaut –, inzwischen 27 Kilometer lang. Und der Omnibus Marke Ikarus – vorrangig der 280er „Schlenki“ (wie Berliner sagen) – wird ebenfalls alle paar Minuten an der Kettenbrücke gesichtet. Dazu kommen Straßenbahn, elektrifizierte Vorortbahn – ausgestattet mit DDR-Triebwagen-, Trolleybus, Taxis, in den Budaer Bergen Pionier-, Zahnrad- und Standseilbahn sowie auf der Donau vom Frühjahr bis Herbst Fähren und kleine Motorschiffe. Eine starke Armada, ein vielfältiges Angebot, ein notwendiges. Natürlich das private Auto nicht zu vergessen, schließlich macht der Individualverkehr im Stadtgebiet rund ein Fünftel aus. Wobei der Radler (ca. 330 000 Fahrräder besitzen die Budapester ebenfalls) auf seiner Fahrt vom Wohnsitz zur Metro oder zur Vorortbahn oder hinaus ins Grüne mitgezählt ist. Im Berufsverkehr durchs Zentrum hat er dagegen wenig Chancen.

Wer auch nur mal für ein Stündchen eine der Budapester Hauptverkehrsadern bewußt erlebt, die unaufhörlich dröhnende motorisierte Woge und den vorbeihastenden Menschenstrom vor Augen, dem schwant, was es für die Verantwortlichen heißt, den Verkehr zu regeln, daß er reibungslos flutscht.

„Alles muß wie durch ein Nadelöhr“

Dipl.-Ing. Zoltan Kovács, Abteilungsleiter für Massenverkehr beim Budapester Stadtrat, führt uns zum Ausgangspunkt aller Verkehrspläne: „Unser Auftrag ist es, den Verkehr so zu organisieren, daß die Ansprüche der 2,5 Millionen Budapester und Ungarn aus dem Agglomerationsgürtel (Ballungsgebiet) rund um die Stadt sowie die zahlreichen Gäste immer besser befriedigt werden.“

Als Verkehrsexperte belegt er diese Gedanken sogleich mit Zahlen: 1986 gab es täglich 5,2 Millionen Personenortswechsel innerhalb der Stadt, davon 81 Prozent im Massenverkehr und 19 Prozent individuell (inklusive Fußgänger). Für die Budapester wiegen die Fakten, daß durch den Ausbau der Buslinien, der schnellen Metro – und den Anschlüssen der Vorortbahn heute jede Haltestelle schon nach einem Fußweg bis zu 400 Metern erreichbar ist und daß kaum ein Ortswechsel zwischen Wohnung und Arbeitsplatz mehr als 40 Minuten in Anspruch nimmt.

In Budapest zählt man in der Hauptsaison täglich bis zu 890 000 Fahrten von Fahrzeugen aller Art, die sich von Ort zu Ort bewegen. Neben den verschiedenen Linien der öffentlichen Verkehrsmittel und den Privat- und Dienst-Pkw selbstverständlich ein großer Lastwagenpark zur Ver- und Entsorgung der Millionenstadt. 14 Prozent des Straßenverkehrs dienen allerdings nicht den Lebensbedürfnissen der Stadt, sind schlicht gesagt Durchgangsverkehr – Transit! Denn die wichtigen Verkehrsadern des Landes, einschließlich der Europastraße von Großbritannien zur Türkei, führen über Budapest, berühren an 33 Punkten die Stadtgrenze. Und da ist Zoltan Kovács schon beim entscheidenden Problem: „Die Donauüberquerung – alle Fahrzeuge, die kommen oder gehen, müssen über die Donau, also über eine der sechs Autobrücken. Das bedeutet pro Tag in beiden Richtungen bis zu 330 000 Fahrzeuge.“

Da zudem der Standort der vorhandenen Brücken auf das Stadtzentrum konzentriert ist, dröhnt diese Motorkavalkade zur Zeit noch mitten durch die Stadt. „Wie durch ein Nadelöhr bevor die Fahrzeuge wieder strahlenförmig ausschwärmen können. Eine Besonderheit Budapests.“

Diese Situation birgt eine ganze Kette von Problemen in sich. Kovács nennt die gravierendsten: Auf einigen Hauptmagistralen des Zentrums sinkt in Spitzenzeiten das Verkehrstempo auf weniger als 20 km/h ab. Der Treibstoffverbrauch erhöht sich dabei ums Dreifache. Das wiederum wirkt sich äußerst negativ auf die Umwelt aus. In schmalen Verbindungsstraßen bleibt durch die beiderseitig Parkenden praktisch nur eine Fahrspur übrig, kaum Platz für Ausweichmanöver. Wir sind einige Male mit dem Pkw im Zentrum unterwegs. Mit Jozsef, einem versierten Fahrer unserer Gastredaktion. Er hatte zuvor sechs Jahre lang einen Ikarus-Gelenkbus durch die Stadt kutschiert, täglich bis zu 300 Kilometer, jährlich 60 000! Da genoß er jedoch den Vorteil, die Busspur zu benutzen, die ihn schneller durch die Innenstadt brachte. Wir jedenfalls stellen fest, daß es im Pester Verwaltungs- und Geschäftszentrum mit öffentlichen Verkehrsmitteln schneller vorangeht. Ja, in einer Straße probieren wir es sogar per pedes und lassen die neben uns nervös hupenden Damen und Herren hinterm Volant bald zurück…

„Was unter der Erde verkehrt, nützt den Straßen“

Budapests Verkehrsexperten setzen, wie die Verantwortlichen in allen Millionenstädten der Welt, auf gute Organisation und den Ausbau des Massenverkehrs. Er hat eindeutig Vorfahrt! Gerade wegen der anhaltenden Motorisierungswelle (in Budapest gab es 1985 397 000 Pkw, im Jahr 2000 rechnet man mit 550 000). Bereits in einem Politbürobeschluß der USAP Ende der siebziger Jahre hieß es: „Als vorrangige Aufgaben sind die Fortsetzung des Baus des Metronetzes und die Errichtung neuer Donaubrücken zu betrachten.“

„Alles, was unter der Erde verkehrt“, sagt Kovács, „macht die Straßen durchlässiger.“ Die Pläne für den Metrobau reichen bis zum Jahr 2020, dann soll die Streckenlänge nahezu 100 Kilometer erreichen. Es geht darum, künftig Nordpest mit Südbuda (Linie 4) sowie Südpest mit Nordbuda (Linie 5) enger zu verbinden, denn dort sind neue große Wohngebiete entstanden. Zoltan Kovács schätzt ein, daß momentan das Bautempo hinter den Erfordernissen zurückbleibt – Kapazitäten fehlen und Gelder! An der Nord-Süd-Linie (blau) wird zwar weitergebaut, doch im bescheidenen Umfang. Ähnlich steht's mit dem Brückenbau. Das Projekt Lágymanyos-Brücke – sechs Autospuren kombiniert mit zwei Eisenbahngleisen – ist längst beschlossen, soll nun endgültig 1988 real werden. Ein wichtiger Schritt, um den Verkehr im Süden der Stadt zu entlasten, endlich einen Teil des Transits um die Innenstadt herumzuführen. Dafür sind zugleich der zügige Weiterbau des Autobahnringes notwendig wie der Bau einer Reihe von Unter- und Überführungen an Bahnübergängen, damit der Verkehr unfallfreier und fließender wird. Im Norden der Stadt ist eine weitere Donaubrücke vorgesehen, ebenso wie noch vor der Jahrtausendwende der Bau eines Innenstadt-Donautunnels. Nur Wunsch oder reale Perspektive? Die Budapester Verkehrsbauer sind herausgefordert!

Der Massenverkehr in Ungarns Metropole – wie gliederte er sich 1986 auf? 46 Prozent Autobus, 24 Straßenbahn, 18 Metro, 6 Vorortbahn, 6 Trolleybus.

(Zum Vergleich dazu die Situation in unserer Hauptstadt Berlin: 33,5 Prozent Straßenbahn, 28,5 S-Bahn, 23 Autobus, 15 U-Bahn.)

Um dem Umweltproblem besser zu begegnen, heißt die Budapester Devise: stufenweiser Ausbau des Schnellbahnnetzes (Vorortbahn und Metro) sowie Verkehrsentlastungen der inneren Stadtteile. Viele Maßnahmen gehören dazu. Bewährt hat sich die neue Verkehrsregelung für drei repräsentative Bereiche der Stadt. Zur Margaretenin-

STRASSENSZENEN im historischen Stadtkern:
Oben rechts: Schnelle Busfolge auf den Magistralen garantiert vielen Passanten einen schnellen Ortswechsel.
Unten rechts: In der Fußgängerzone um die Váci-Straße ist selbst ein Autospiel kinderleicht.

TULAJDONA

Wie geht's — wie rollt's?

Aus Budapests Verkehrsgeschichte

I.-IV. Jh.
erste Pfahlbrücke über die Donau, Nähe der Arpádbrücke
XIII.-XV. Jh.
Entstehen des Skeletts des Pester Straßennetzes
1752
Postkutsche verkehrt zwischen Pest und Wien
1832
erste Pferdeomnibuslinie
1838
Hochwasserkatastrophe, der zwei Drittel der Pester Gebäude zum Opfer fallen. Danach entstand innerhalb von vier Jahren ein neues großstädtisches Pest.
1844
Beginn der Donau-Dampfschiffahrt
1846
Eisenbahnlinie Pest-Vac eröffnet.
1857
Budaer Tunnel durch den Burgberg
1896
die erste elektrisch betriebene U-Bahn des Kontinents eröffnet
1921
regelmäßiger Autobusverkehr
1926
erste Budapester Verkehrsampel
1939
Beginn des Flughafenbaus Ferihegy
1944/45
alle Donaubrücken durch faschistische Armee gesprengt
1946–56
die Kossuth-Brücke fertiggestellt und danach alle anderen
1950
Beginn des Baus der Ost-West-Route der Metro
1957
Produktionsbeginn von Straßenbahntriebwagen
1960
der erste Gelenkbus fährt
1963
erste hallenartige Fußgänger-Unterführung an Kreuzung Kleiner Ring-Rákóczi-út eingeweiht
1966
Autobahn M1 wird eröffnet
1970
erster Abschnitt der Ost-West-Linie (rot) der Metro übergeben
1972
Verlängerung der Vorortbahnlinie nach Szentendre zwischen Margaretenbrücke und Batthyeny-Platz
1976
erster Abschnitt der Nord-Süd-Linie (blau) der Metro eröffnet
1970–85
Rekonstruktion mehrerer Donaubrücken
1985
Modernisierung des Kelenfölder Bahnhofs abgeschlossen
1986
Übergabe der wiedererbauten Standseilbahn zur Budaer Burg

sel, der grünen Oase inmitten der Donau, fährt nur noch eine Buslinie, Pkw-Verkehr ist untersagt. Im historischen Altstadtkern kann man wieder bummeln, um die geschäftsreiche Váci-Straße wurde eine Fußgängerzone geschaffen. Sie soll noch vergrößert werden. Schließlich ist das Buda-Burgviertel – wertvoller Schatz und Zeuge ungarischer Geschichte – nur noch mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder auf Schusters Rappen zu erreichen.
Dem Parkproblem im Zentrum (40 Prozent mehr Bedürfnisse als Möglichkeiten) will man so beikommen: mehr Plätze für Kurzzeitparker, Parkkarten für Anwohner, Parkhäuser in Nähe des Schnellbahnnetzes.
Verkehrs- und Handelsexperten überlegen inzwischen gemeinsam, wie der Familien-Großeinkauf von Möbeln, Kühlschränken, Fernsehern u. ä. aus der Innenstadt ins Territorium der Wohngebiete verlegt werden kann.

„Selbstdisziplin ist die Mutter der Sicherheit"

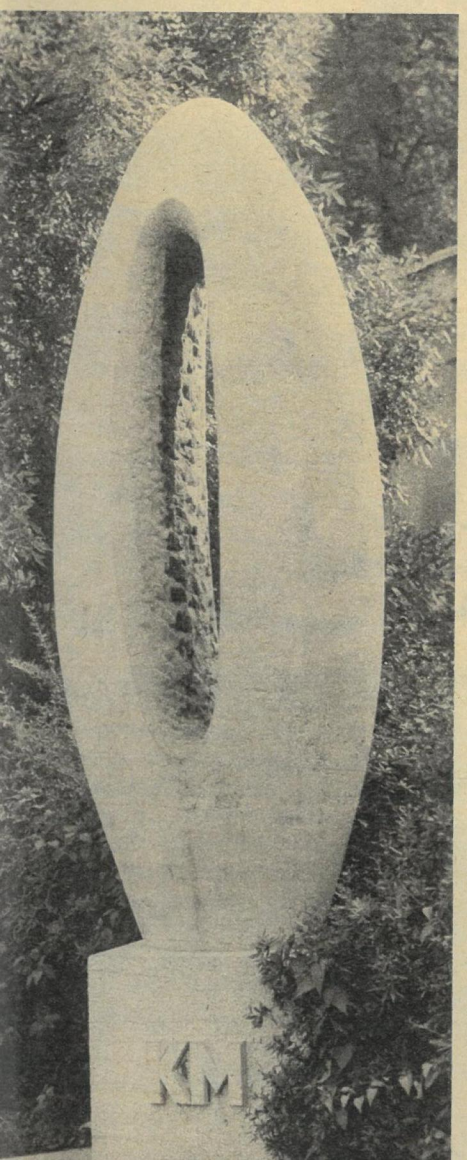
Jozsef lenkt unseren Lada sicher durch die Straßen, während er darüber räsoniert, was ihn am Budapester Verkehr stört: In Nebenstraßen parkt jeder, wie er will, dadurch Verstopfung en gros. Das ängstliche und unlogische Verhalten nichtversierter Kraftfahrer, größere Unfallgefahr. Die angeborene Hektik mancher Ungarn hinterm Lenkrad.

STRASSENBAU: Effektive Verkehrslösung am Florianplatz – unten die Fußgänger, zweimal darüber die rollende Woge mit Hochstraße.

STRASSENPROBLEM: Die Donauüberquerung mit Fahrt durchs Zentrum. Entlastungsbrücken müssen her – und sind bereits projektiert.

Straßenüberführungen über die Donau (von oben):

Gebaut		Wiederaufbau
1950	Arpádbrücke	1985
1876	Margaretenbrücke	1948
1849	Kettenbrücke	1949
1903	Elisabethbrücke	1964
1896	Freiheitsbrücke	1946
1937	Petöfi-Brücke	1952



STRASSENBARRIERE: Rekonstruktionsvorhaben Kettenbrücke – bis Anfang November mußte der Verkehr umgeleitet werden.

STRASSENZÄHLMASS: Kilometerstein O am Fuß des Burgbergs – von hier aus werden alle Fernverkehrsstraßen des Landes exakt vermessen.

Zweimal nimmt uns so einer die Vorfahrt, was Jozsef zum Glück nicht aus der Ruhe bringt. Damit sind wir aber schon mittendrin im Thema des Landesrats für Verkehrssicherheit. Diese gesellschaftliche Organisation (ca. 20 000 Mitglieder im Land) will daran mitwirken, die Ordnung und Sicherheit auf den Straßen zu verbessern. Für Oberstleutnant Sandor Várhegyi heißt das: Verkehrserziehung, Verkehrsdisziplin und Verkehrsorganisation. „Gerade wird ein neues Verkehrsgesetz vorbereitet und breit diskutiert. Wir haben unter anderem dafür vorgeschlagen, Verkehrserziehung in den Schulen einzuführen. Bitter nötig, denn bei 50 Prozent der Unfälle wurden Fußgänger in Mitleidenschaft gezogen, darunter besonders viele Kinder. Genauso wichtig ist die Weiterbildung von Taxifahrern." Seit einigen Jahren gibt es in Budapest neben 2800 städtischen rund 6500 Privat-Taxis. Viele von ihnen betreiben dieses Geschäft jedoch in zweiter Schicht! Ein Sicherheitsrisiko? Die Analyse sagt, daß Privatfahrer 10 Prozent mehr Unfälle verursachen als Berufsfahrer.

Die Verkehrssituation in Budapest ist auch vom Unfallgeschehen her ein Schwerpunkt. Zwar trug die aufklärende Arbeit schon Früchte (die Zahl der Unfälle mit Personenschaden sank in den letzten zehn Jahren von 7000 auf 4000), dennoch gibt es zu viele Karambolagen durch subjektives Fehlverhalten, durch bewußte Regelübertretungen: Alkohol, überhöhte Geschwindigkeit, Vorfahrt-Mißachtung, Unaufmerksamkeit an Fußgänger- und Eisenbahnübergängen. Die Strafe folgt auf dem Fuß. Das Strafmaß ist drastisch erhöht worden: bis 500 Forint sofort an Ort und Stelle. „Selbstdisziplin ist die Mutter der Sicherheit", findet Sandor Várhegyi: „Natürlich muß auch weiterhin an einer eindeutigen Verkehrsregelung gearbeitet werden – ein gut durchdachtes Ampelsystem, übersichtliche Ausschilderung, gerade an Baustellen im Stadtgebiet; Erhöhung der Durchlaßfähigkeit der Zubringer zu den Fernverkehrsstraßen. Wir helfen mit, die besten Erfahrungen zu verallgemeinern."

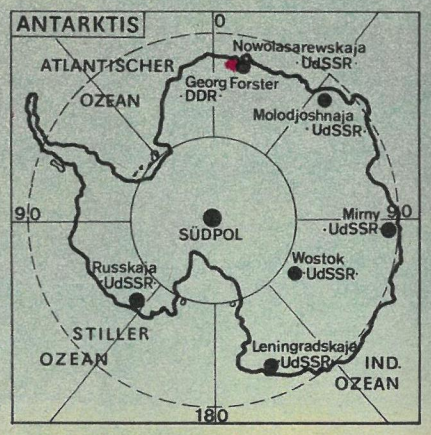
„Der Computer macht's möglich"

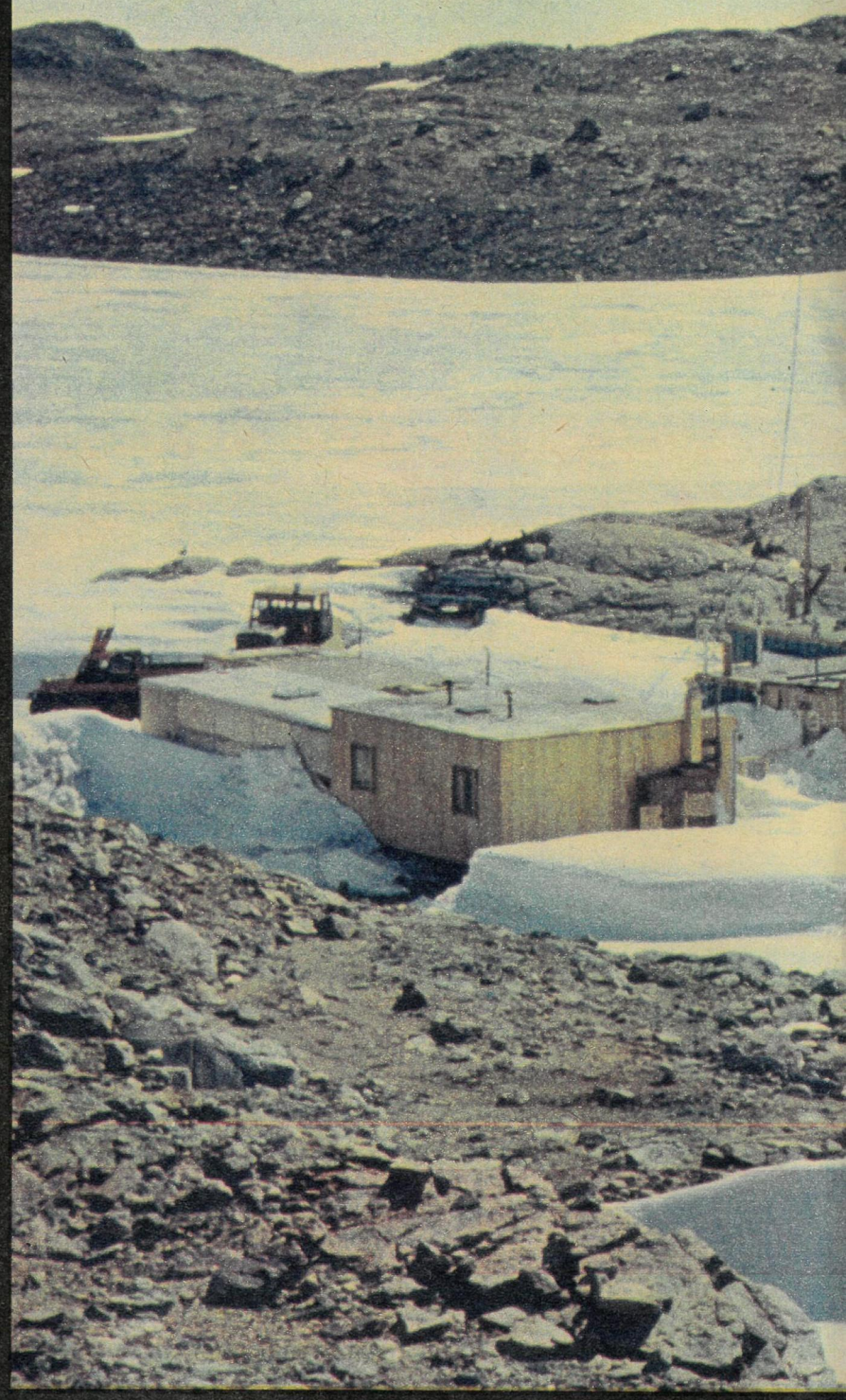
Die Steuerzentrale des Budapester Verkehrsunternehmens BKV. Auf der großen Stadtkarte leuchten grüne und rote Lämpchen. Grün – normaler Ampelverkehr, rot die Knotenpunkte, die von hier aus gesteuert werden können, 100 von insgesamt 460 in der Metropole. Links und rechts der Karte eine Monitorreihe. 18 Verkehrssituationen auf einen Blick, auswechselbar. Dabei auch der Schwerpunkt: Auffahrt Elisabeth-Brücke (Foto S. 4/5). Leutnant Antal Brem, seit 24 Jahren Verkehrslenker, braucht jedoch kein fotografisches Stimmungsbild; er will wissen, wie der Verkehr rollt, ob sich auch keine Störung anbahnt. Kommt ihm etwas spanisch vor, holt er sich die Szene noch näher 'ran, um notfalls per Funk dem Straßenposten Anweisung zum Eingreifen zu geben oder selbst den Ampelrhythmus zu ändern. „Der Computer macht's möglich. Unser Bestreben ist es, den Verkehr flüssig zu halten, Verkehrsstaue zu vermeiden oder schnell aufzulösen, Hindernisse wie Falschparker oder Unfallsituationen rasch zu bereinigen." Schwerpunkte sind natürlich die Brücken und Ringstraßenkreuzungen, die in jeder Minute von 25 bis 30 Fahrzeugen passiert werden. Und das bis in die späten Abendstunden hinein. Unser Hotel steht an einer Verkehrsmagistrale: der Rákóczi-út. Noch im Halbschlaf verfolgt uns der Lärm der bremsenden und anfahrenden blechernen Woge – Großstadtverkehr!

Der Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung der Budapester Illustrierten „Képes 7".

Wegweiser zur Heimat, Freizeitspäße von Antarktisgästen: 13 651 km bis Treuenbrietzen in direkter Richtung, 26 335 km nach Bergholz-Rehbrücke auf dem Umweg über Süd-und Nordpol (oben). Die DDR-Überwinterer vor der antarktischen Forschungsstation (unten): H.-J. Griffel, R. Koch, K. Tück, ein sowjetischer Gastwissenschaftler, R. Rochlitzer und E. Grast.

Antarktika, Dronning-Maud-Land, Schirmacheroase: Standort der DDR-Antarktisstation „Georg Forster". Prof. Dr. Heinz Kautzleben, der vor kurzem die historische Einweihung vollzog, schilderte unserem FW-Mitarbeiter Helmuth Pelzer Eindrücke und Erlebnisse von seiner Reise, einer





Wie weit ist es bis Antarktika? Oder: Wie nah ist uns der sechste Kontinent?... Die Chartermaschine, eine IL 76 TD von „Aeroflot", erhob sich am frühen Freitagabend, gegen 17.30 Uhr, von der Startbahn des Leningrader Flughafens Pulkowo. Und landete am Montagnachmittag, gegen 15.00 Uhr (Moskauer Zeit), auf der Schneepiste der sowjetischen Antarktisstation Molodjoshnaja, an der Küste von Enderby-Land. Unterbrochen wurde die Flugreise zunächst durch eine zweistündige Zwischenlandung zwecks Auftankens, dann durch einen zweitägigen Zwischenaufenthalt in Maputo (VR Moçambique). Glücklicherweise nur zwei Tage. Es hätte auch länger, viel länger dauern können... Heftiges Rauhwetter über dem Südpolarmeer verzögerte den neuen Start – von der südostafrikanischen zur ostantarktischen Küste.

Dienstreise nach Antarktika

Die Passagiere der „Aeroflot"-Chartermaschine, 94 Teilnehmer der 33. Sowjetischen Antarktisexpedition und fünf Mitglieder der 1. Antarktisexpedition der DDR, begleitet von Prof. Dr. Heinz Kautzleben, waren aus dem Herbst des Nordens ins Frühjahr des Südens gestartet. Ihr Flug führte hinweg über 127 Breitengrade, davon 59 auf der nördlichen (plus Äqator) und 67 auf der südlichen Erdhalbkugel; reine Flugzeit von Leningrad bis Molodjoshnaja: 20 Stunden. Der 19. Oktober, an dem sie auf Antarktika landeten, entspricht – verglichen mit unserer, nördlichen Jahreszeit – dem 19. April: wetterlaunisch erst recht zwischen warmem Afrika und kalter Antarktis. „In Maputo erlebten wir Frühling: 23 Grad", erzählt Prof. Dr. Kautzleben. „Doch als wir sechs Stunden später in Molodjoshnaja endlich die Gangway hinabstiegen, peitschte uns eisiger Wind ins Gesicht. Der Himmel war grauverhangen, das Thermometer zeigte 23 Grad minus..."

Der „weiße Kontinent", mit nahezu 14 Millionen Quadratkilometern beinahe doppelt so groß wie Australien und noch um ein Viertel größer als Europa, gilt für die Wissenschaftler vieler Disziplinen als wahres, gigantisches „Universallabor der Erde". Prof. Dr. Heinz Kautzleben, Akademiemitglied, Leiter des Forschungsbereichs Geo- und Kosmoswissenschaften der Akademie der Wissenschaften der DDR und Direktor des Zentralinstituts für Physik der Erde (es koordiniert und leitet sämtliche DDR-Aktivitäten in Antarktika), vermittelte uns zur bisherigen Geschichte der DDR-Antarktisforschung rückschauend diesen Überblick: Erstmals im Jahre 1959 er-

Fortsetzung auf Seite 41

● Wörtlich

Wenn der Mensch fähig war, die Kernenergie zu entdekken und sie zu nutzen, dann sollte er auch in der Lage sein, auf ihre Nutzung als Waffe zu verzichten und die politischen Probleme und Meinungsverschiedenheiten im Rahmen von Dialogen und Rundtischgesprächen zu lösen.

Marschall Francisco da Costa Gomes, Portugal, ehemaliger Präsident

● Kurz berichtet

Aus 100 Meter Tiefe sprudelt etwa 80 Kilometer südöstlich von Ulan-Bator ein heilkräftiges Wasser, das auf Grund seiner Zusammensetzung mit dem von Kislowodsk und Karlovy Vary verglichen wird. Neben der Quelle entstand ein neues Sanatorium, das jeweils 300 Kurpatienten aufnimmt.

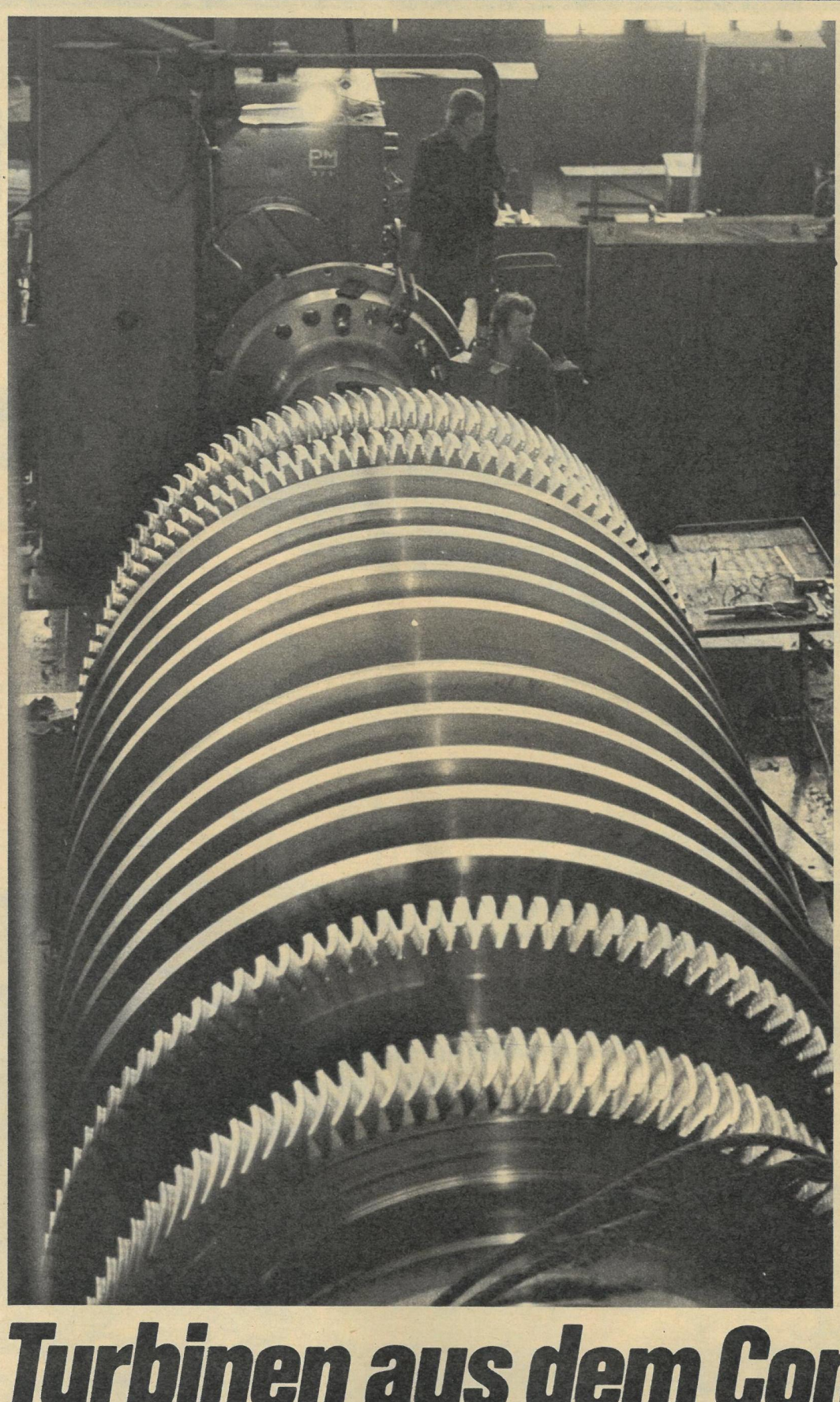
Die tschechoslowakische Post hat auch in diesem Jahr wieder zwei neue Sondermarken mit Motiven der Prager Burg herausgegeben. Eine davon (Foto) zeigt das Detail eines Domfensters von St. Veit.

Am Institut für Schiffbau in Warna wurde eine zusammenklappbare Garage für Pkw konstruiert. In einer halben Stunde ist sie auf- und abgebaut; transportiert wird sie auf dem Autodach.

Die 526. Oberschule im Moskauer Kuibyschew-Rayon hat jetzt ein eigenes Schulcafé. Hier treffen sich die Kinder nach dem Unterricht oder an freien Tagen, trinken Tee, unterhalten sich.

Der erste Industrieroboter Kubas ist im Studienzentrum für Rechentechnik und Software in Havanna mit Unterstützung bulgarischer Elektronikspezialisten entwikkelt worden. Probeeinsätze ergaben internationale Spitzenwerte in Schnelligkeit, Beweglichkeit und Präzision.

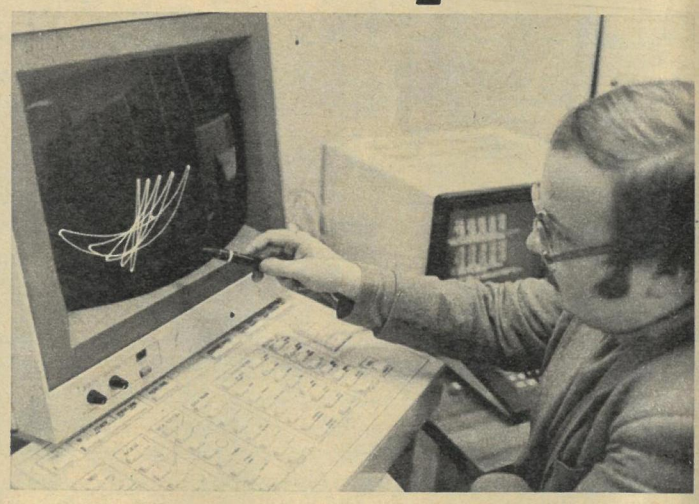
Die Budapester können sich über eine neue Kunsteisbahn freuen, die die größte Europas ist.

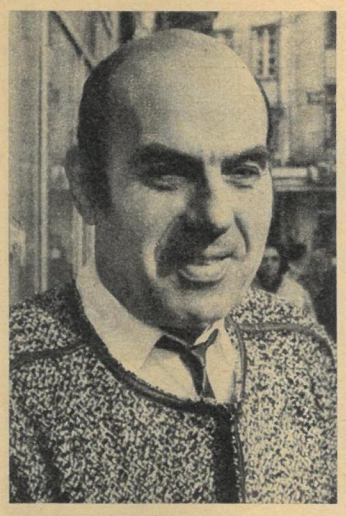


Turbinen aus dem Computer

Umzug im Charkower Turbinenwerk. Die Rechnerabteilung in der zweiten Etage benötigt bei stetigem Gerätezuwachs einen größeren Raum, das herkömmliche Zeichenbüro zieht dafür in einen kleineren um. Als ein Zeichen der Zeit wertet der stellvertretende Chefingenieur Alexander Kilessa diesen Ortswechsel: „Doch bevor wir umzogen, mußten wir umdenken – uns mit der Technik und ihren Möglichkeiten auseinandersetzen, sie zu unserem Helfer machen." Inzwischen unterhalten sich die Konstrukteure per Bildschirm perfekt mit dem Rechner (Foto rechts). Sie lassen sich von ihm Kurven, Flächen, jedes der annähernd 500 000 möglichen Turbinendetails auf den Monitor zeichnen, sich x-beliebige Varianten zur konstruktiven Entscheidung vorlegen. – Turbinen aus dem Computer! Für eine dieser Energiemaschinen (Foto oben: Turbinenläufer für eine der leistungsfähigen Dampfturbinen) sind rund 200 technische Zeichnungen notwendig. Um nur eines der komplizierten Turbinensegmente darzustellen, benötigte ein versierter Zeichner bislang an die zwei Monate. Jetzt sei die Zeichnung in drei Stunden entworfen, läßt uns der Chefingenieur wissen. Das an den Konstrukteurarbeitsplatz angeschlossene Zeichengerät überträgt die auf dem Monitor vorgezeichnete Konstruktion aufs Papier, vervielfältigt sie in notwendiger Menge. Das bringt Tempogewinn im Wettlauf mit der Zeit, mit der internationalen Konkurrenz, sichert zudem gleichbleibende Qualität. Über 160 Kraftwerke in der UdSSR, dazu 26 im Ausland sind mit Dampf-, Wasser- oder Gasturbinenanlagen aus der Charkower Produktion ausgerüstet. Lenins Projekt zur Elektrifizierung des Landes als Voraussetzung für die gesellschaftliche Umwälzung, den Aufbau des Sozialismus, wird in diesem Betrieb, in den dreißiger Jahren errichtet, heute in neuer Dimension und hoher Effektivität verwirklicht. Die vom Obersten Sowjet verabschiedeten Pläne für 1988 messen gerade dem Maschinenbaukomplex eine Schlüsselfunktion bei der neuen Qualität des gesamtgesellschaftlichen Wachstums bei. Die in Charkow gesammelten Erfahrungen mit der neuen Technik sind dabei nützlich. Gegenwärtig werden bis zu zehn Prozent der Charkower Konstruktionen nach dem effektiven CAD-Verfahren erarbeitet. Bis Ende 1990, so der Chefingenieur, sollen es 65 Prozent rechnergestützter Konstruktionen sein, aber – so fügt er an – vielleicht auch mehr. Voraussetzung dafür die Installation neuer leistungsfähiger Rechentechnik, basierend auf sowjetischen Rechnern – und wie gesagt, der Umzug auf der zweiten Etage.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)





Ein Dom aus Marzipan?

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. Iwan Slawow, Leiter des Lehrstuhls für Logik, Ethik und Ästhetik an der Philosophischen Fakultät der Sofioter Universität.

Seit Jahr und Tag führen Sie heftige Attacken gegen den Kitsch – mit Untersuchungen, Vorlesungen, in öffentlichen Debatten und in Vorträgen. Sie sind auch Autor zweier Bücher über dieses Thema. Wie kamen Sie dazu?

Wer sich mit Problemen der Kunst, insbesondere der Ästhetik befaßt, wird unweigerlich mit dem Phänomen des Kitsches konfrontiert. Insofern ist die Thematik, die ja ganz besonders einen Philosophen wie mich herausfordert, faktisch ein „Nebenprodukt" meiner täglichen Arbeit. Und der lebendige, streitbare Widerhall bei meinen Studenten hat, ziemlich sicher, den äußeren Anlaß dazu gegeben.

Kitsch nimmt aber leider keinen „Nebenplatz" in unserem Leben ein. Wie geriet er dahin? Woher kommt dieser Begriff?

Der Kitsch ist von seinem Charakter her Antipode der Kunst – oder, um es einfacher zu sagen: Er ist ihre Rückseite, ihr absolutes Gegenteil. Münchner Händler von Kunstreproduktionen führten in den sechziger, siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Begriff ein. Sie leiteten ihn vom englischen Wort „sketch" ab – Entwurf, flüchtiges Skizzieren. Damit bezeichneten sie leichtverkäufliche, anspruchslose Ware. Bald schon gewann sie den Beigeschmack von schlechter Ware, Geschmacklosigkeit, Imitation…

Die Grenzen zwischen Kitsch und Kunst sind im Alltag oft schwer zu bestimmen. Gibt es denn dafür überhaupt eindeutige Kriterien?

Unbedingt. Schon Goethe sagte: „Die Technik, vereint mit Plattheit, ist der schrecklichste Feind der Kunst." Wir können diesen Gedanken ohne weiteres auf die Kunstformen anwenden: Malerei und Musik, Bildhauerei und Architektur, Literatur, Film und so weiter. Beim Colosseum von Rom als Aschenbecher, dem Kölner Dom aus Marzipan, dem Brüsseler Atomium als Schmuckanhänger oder der Mona Lisa als Reklamebildchen für Schweizer Käse ist die Entscheidung leicht. Schwieriger wird es, wenn wir an den unzähligen Bedarf als „Massenbedarf" denken. In den vielen Formen, in denen er uns begegnet: als traditioneller Kitsch, ritualer Kitsch, infantiler Kitsch, Reklamekitsch, modischer und vulgärer Kitsch – um nur eine der Klassifizierungsmöglichkeiten anzudeuten. Er hat seine Wurzeln in einer Ersatzkultur, deren Schoß er entsproß, die ihn nährte und ihn verbreitete…

Er ärgert uns – dennoch ist er offenbar nicht totzukriegen…

Seinen Nährboden findet er aber in erster Linie dort, wo ästhetisches Empfinden und kulturelle Bildung der Menschen noch nicht genügend entwickelt sind. So wird ein „Bedarf" geschaffen, und es finden sich jederzeit auch „Künstler", die für seine „Bedürfnisse" produzieren. Es wäre bei der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung utopisch, schon bald ein Verschwinden des Kitsches zu erwarten. Doch wir halten den Finger auf der Wunde…

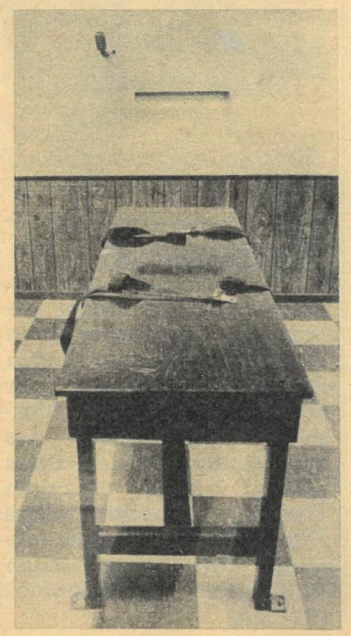
Sie hatten sich bei den beiden Anti-Kitsch-Ausstellungen im Gabrowoer Haus der Satire und des Humors 1977 und 1984 äußerst tatkräftig engagiert. Welche Erfahrungen gewannen Sie?

Bei der ersten Schau hatten wir über 500, bei der zweiten mehr als 1500 „Exponate" vereint, um sie dem Spott und der Lächerlichkeit preiszugeben. Die '84er Ausstellung blieb ein ganzes Jahr geöffnet, zählte rund 500 000 Besucher. Überwiegend waren die Reaktionen eindeutig. Doch es gab auch manchen, der fragte: „Oh, wo können wir diese schönen Sachen kaufen?" In meinen Augen spielt der Kitsch eine ähnliche Rolle wie die Sünde: Jeder verurteilt sie, aber heimlich gibt er sich ihr hin…

Interview: Helmuth Pelzer

William wartet auf den Tod

Seit über drei Jahren schaut er durch das Gitter vor seiner Todeszelle im Staatsgefängnis von Oklahoma. Für einen Mord, den William Wayne Thompson als 15jähriger beging, wird er, wenn es für ihn keine Begnadigung gibt, in der Hinrichtungskammer zwei Stockwerke höher sterben: Auf einem Holztisch (Foto unten), an Händen und Beinen festgeschnallt – durch eine Giftinjektion. Wie das im einzelnen abläuft, weiß er. Er hat eine Magazinsendung über die verschiedensten Formen der Todesstrafe in den verschiedenen US-Staaten sehen können. „Es war wie eine Vorschau auf meine eigene Hinrichtung." William hat den geschiedenen Mann seiner besonders geliebten Schwester getötet, der auf sie und die Kinder mit dem Messer losging, der rauschgiftsüchtig war und auch den Jungen verführte. Ihn abhängig machte von der chemischen Droge, in einer Farbsprühdose für einen Dollar überall erhältlich. Der auch ihn jahrelang quälte, demütigte. – William ist kein Einzelfall. Zur Zeit gestatten es die Gesetze in 36 US-Bundesstaaten, Jugendliche zum Tode zu verurteilen. Unterschiede bestehen nur im Mindestalter: In Indiana zum Beispiel darf das Todesurteil gegen zehnjährige Kinder ausgesprochen werden, und in Oklahoma gibt es dafür gar keine Altersbegrenzung. Wer sind diese Mörder-Kinder? Mehr als die Hälfte Schwarze, Jugendliche aus armen Familien, Kinder, die ohne Eltern aufwuchsen. Henri Schwarzschild, Direktor der US-amerikanischen „Vereinigung gegen die Todesstrafe" und ehemaliger Mitstreiter des Bürgerrechtlers Martin Luther King, erklärte, nach wie vor werde die Todesstrafe mehr an Farbigen als an weißen US-Bürgern vollstreckt. Die USA, die die Welt so gern und bei jeder Gelegenheit wissen lassen, daß sie doch der oberste Oberstellvertreter der Menschlichkeit wären, sind bisher auch auf diesem Gebiet den Beweis dafür schuldig geblieben. Das internationale Abkommen über das Verbot der Vollstreckung der Todesstrafe an Minderjährigen haben sie nie unterzeichnet, sie verstoßen sogar gegen das in der eigenen Verfassung verankerte Verbot „der grausamen und unüblichen Bestrafung". Sie negieren die Ursachen dieser Tragödien, statt sie zu beseitigen. – Zwölf Zentimeter, so der Arzt, ist William in den Jahren seiner Gefangenschaft gewachsen. Falls der Antrag auf Revision abgelehnt wird, wäre er dann 21 Jahre, wenn die tödliche Nadel einsticht – und am Tag seiner Hinrichtung vermutlich gerade ausgewachsen.



Ina Stritzke

Die Dame in Rot

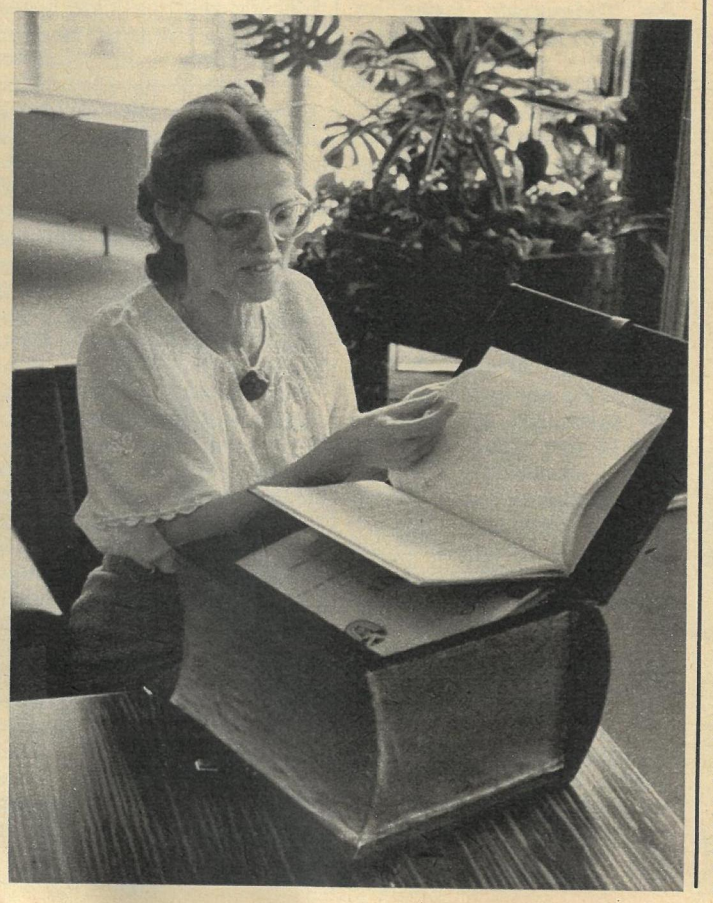
In knöchellangem Mantel aus knallrotem Tuch, reizvoller Kontrast zu ihren tiefschwarzen Haaren, schritt sie hinter Außenminister Schewardnadse in Genf die Gangway herab: Soja Nowoshilowa, neuernannter Botschafter der UdSSR in der Schweiz. Die sowjetische Delegation war zu Absprachen mit US-Außenminister Shultz über das gemeinsame Raketenabrüstungsabkommen eingetroffen. Erster internationaler Fernsehauftritt der Nowoshilowa. Viele Jahre sind seit dem Tode der legendären Alexandra Kollontai, des ersten weiblichen Botschafters der Welt, vergangen, da nunmehr die zweite sowjetische Frau mit einem solchen hohen Amt betraut wurde. Als die Kollontai während der schweren Kriegsjahre in Schweden residierte, wurde Soja Gri-

gorjewna im Kursker Gebiet als zehntes Kind einer Bauernfamilie geboren. Vor der Mission in der Schweiz war sie Stellvertretender Minister für Volksbildung der RSFSR. Bevor sie ja sagte, hatte sie um Bedenkzeit gebeten: „Diplomat muß man werden, um es zu sein." Und vor der Abreise offenbarte sie gegenüber Journalisten, ihre „beiden Männer" hätten ihr Mut gemacht. Der Ehemann, Kandidat der technischen Wissenschaften, und der 16jährige Sohn meinten: „Mach' es, wenn man es dir zutraut." In der Schweizer Bundeshauptstadt Bern sind nun zwei große Staaten durch Frauen vertreten, die UdSSR und die USA. Soja Nowoshilowa – ihre Vorbilder sind Alexandra Kollontai und Indira Gandhi – sieht auch den Kontakten mit Frau Whittlesey erwartungsvoll entgegen. „Es gibt wichtige Dinge, über die wir sprechen sollten." Frieden und gute Beziehungen nennt sie dabei an erster Stelle.

Volker Hempel

Leitmotiv: Ex oriente pax

Freude in der 3 a der Wilhelm-Pieck-Oberschule in Suhl. Post aus Kaluga, von der Partnerschule, ist angekommen. Klassenleiterin Barbara Hoefer ist heute besonders gefragt. „Übersetzen Sie uns die Briefe bitte gleich?“ Natürlich macht Frau Hoefer das. Sie, seit zehn Jahren DSF-Vorsitzende an der Schule, hatte diesen in der Unterstufe ungewöhnlichen Briefwechsel ja selbst angeregt. „Die Kleinen sind mit Begeisterung dabei. Sie schreiben natürlich erst einmal auf deutsch“, erzählt mir die seit 22 Jahren in der Volksbildung tätige Pädagogin. Im KIF, dem Klub für internationale Freundschaft, den Russischlehrer Dieter Gralapp einsatzfreudig leitet, sind Schüler schon von der 4. Klasse an dabei, ein Jahr früher als üblich. „Wir halten es so: Für die Freundschaft ist keiner zu klein. Damit kann man nicht früh genug beginnen“, meint Frau Hoefer, die bereits drei eigene Söhne großgezogen hat. Als sie selbst noch Schülerin war, vernebelte Völkerhaß mit all seinen schrecklichen Folgen die Köpfe. Sie, eine engagierte Christin, setzt sich unermüdlich mit dafür ein, daß sich das nie wiederholt. Seit 15 Jahren Mitglied der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, erlebte sie vor kurzem als Delegierte deren 16. Parteitag. Die aktive Mitwirkung der 140 000 CDU-Mitglieder in der DSF-Arbeit war auf dem Forum gewürdigt worden. „Überzeugender denn je“, so Frau Hoefer, wirke angesichts der sowjetischen Politik für eine kernwaffenfreie Welt bis zum Jahr 2000, angesichts der von der DDR geförderten Koalition der Vernunft „der Leitgedanke meiner Partei: Ex oriente pax – aus dem Osten kommt der Friede“. In diesen Tagen wurden an der Wilhelm-Pieck-Oberschule, die wiederholt als „Schule der DSF“ ausgezeichnet werden konnte, in feierlicher Form neue Mitglieder in die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft aufgenommen. Alle Schüler der achten Klassen haben sich darum beworben, letztlich auch die beiden, die zunächst aus verschiedenen Gründen Bedenken hatten. Geduldig war über alles gesprochen worden. Auch Frau Hoefer, für viele der Schüler die erste Lehrerin, ist immer zu einem offenen, freundschaftlichen Gespräch bereit. „Viel hat unsere Vierzehnjährigen zu diesem Schritt bewogen“, sagt sie, „vor allem aber erlebte Freundschaft, direkte Beziehungen im Schüleraustausch mit Kaluga. Auch ich habe dort eine neue Freundin kennengelernt, meine herzensgute Kollegin Tamara Petrowa.“ Im kommenden Jahr reist wieder eine Gruppe von zwanzig Schülern aus Suhl ins Sowjetland. Sie wird sich aus Schülern der oberen Klassen zusammensetzen. Einzige Reisebedingung für sie ist – zu den Besten zu gehören. *Volker Hempel*



Schneewolle

Weiß auf weiß. Ein ungewöhnliches Foto von der Baumwollernte im südlichen Kirgisien. Nach tagelangem, zu dieser Jahreszeit nicht erwartetem Schneefall versank die Region schon im Oktober unter einer geschlossenen Schneedecke, die teilweise eine Höhe von 150 Zentimetern erreichte. Wie hier im Lenin-Sowchos im Susaksker Rayon war die Erntetechnik lahmgelegt, wurde von Hand eingebracht.

Hirtenmode

Knielange, großflächig gemusterte Pullover in Kombination mit hohen Schaftstiefeln sind der letzte Schrei der diesjährigen Winterkollektion des Budapester Modeinstituts „Okisz“. Dazu getragen werden breitkrempige Hüte, die der Kopfbedekkung der ungarischen Pußtahirten nachempfunden sind.

Flugprobe

Wer möchte nicht gern einmal Kosmonauten-Kleidung anprobieren? Zwölf Kinder im Alter von 12–15 Jahren, die in der gemeinsam von den Jugendredaktionen des Rundfunks der ČSSR, UdSSR, Ungarns, Polens und der DDR veranstalteten „Expedition Kosmos“ die Besten waren, praktizierten in Prag simulierten Weltraumflug.

Leistungslaser

Im Shanghaier Institut für optische Geräte ist die Entwicklung einer Hochleistungs-Laservorrichtung abgeschlossen worden. „Shenguang“ – „Magisches Licht“ heißt sie und enthält 80 Präzisionsgeräte und Meßinstrumente. Die Impulsleistung beträgt 1 Milliarde Kilowatt. Unser Foto zeigt den Energieversorgungskomplex der Anlage.

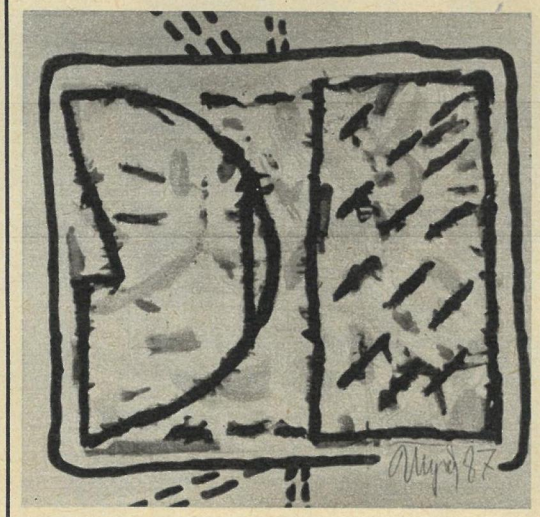
Proletarischer Jakobiner

Am 7. Dezember wird die Gesamtrussische Außerordentliche Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution (Tscheka) gebildet. Ihren Vorsitz übernimmt Feliks Dzierżyński, ein „proletarischer Jakobiner", wie ihn Lenin nennt. Die menschewistische „Nowaja Shisn" schrieb schon kurz nach der Oktoberrevolution: „Ohne einen staatlichen Mechanismus, ohne einen Machtapparat ähnelt die Tätigkeit der neuen Regierung einer Maschine ohne Transmissionsriemen, die sich immerzu dreht, aber keine Arbeit leistet." Die Menschewiki und Sozialrevolutionäre betrachten voller Genugtuung die humanitäre Milde der Bolschewiki gegenüber konterrevolutionären Offiziersschülern und Generalen, die auf „Ehrenwort" entlassen werden. Diese Nachsichtigkeit werde den Sowjetstaat das Leben kosten, hoffen die Gegner. Rückendeckung erfahren sie vom „Vater" des Revisionismus, Karl Kautsky, der ihnen bestätigt, daß der „arbeitende Proletarier" nie in der Lage sein wird, die „über ihm stehenden Klassen an allgemeiner Bildung oder an Spezialkenntnissen in bezug auf... Staatsverwaltung zu übertreffen". Zu diesen „Spezialkenntnissen" gehört auch die Fähigkeit, den Staat nach innen und außen zu schützen. Die Bolschewiki würden niemals den Makel an ihre Fahnen heften, das Blut ihrer politischen Gegner zu vergießen, glauben eben jene Gegner. Schon bald erheben sie offen ihr Haupt. In legalen Gremien wie dem „Zentralrat der Streikkomitees der Institutionen und Behörden der Stadt Petrograd", im „Bund zur Rettung des Vaterlandes", der „Militärliga", dem „Bund der Konstituierenden Versammlung" und anderen organisiert sich die Konterrevolution. Durch Spekulation und Schwarzmarktgeschäfte horten sie Lebensmittel, Wertpapiere, Gold, Platin und Juwelen und halten engen Kontakt zur USA-Botschaft. Jenem Ort, über dessen diplomatische Kanäle sie landesweit Waffen in die konterrevolutionären Zentren verschicken. Als Dzierżyńskis Mitarbeiter mit entsicherten Waffen in den Türen dieser Leute stehen, wird die „Spezialkenntnis" der Tscheka auch für den Gegner zum Begriff.

Hans Bergmann

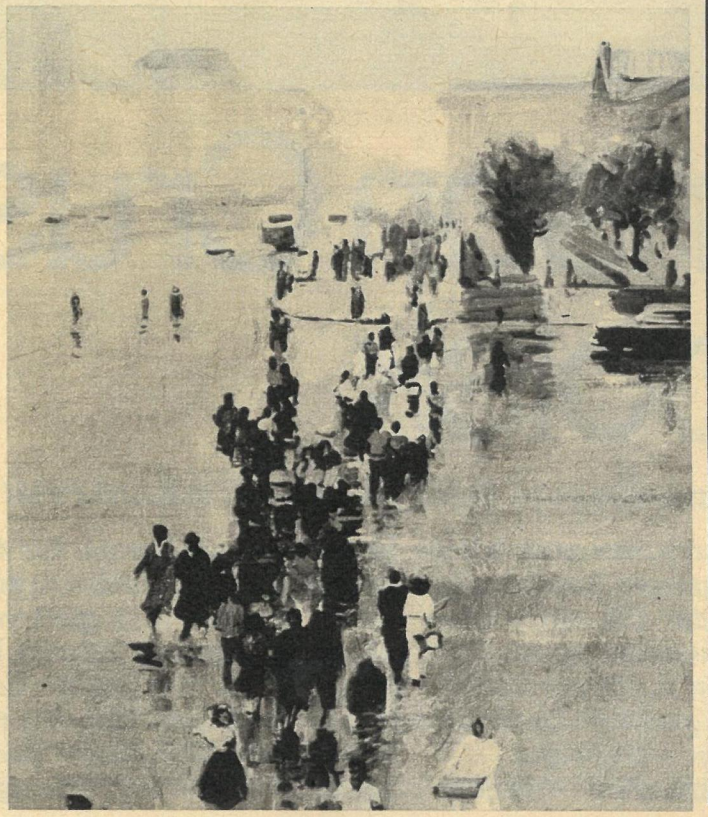
Museen und Sammlungen dazu verführen, ihre Bestände an sowjetischer Gegenwartskunst zu erweitern. Die Wünsche in der UdSSR und anderen sozialistischen Ländern nach Kunstwerken der DDR sind derzeit manchmal größer und konkreter als das tatkräftige Interesse unserer Galerien, deren Malerei, Grafik, Plastik zu erwerben. Unter den sechsunddreißig Künstlern – ein Drittel von ihnen zwischen Mitte Zwanzig und Mitte Dreißig – könnten einige sein, von denen noch gesprochen wird, wenn es später einmal um die Kunst der achtziger Jahre geht. Wir zeigen Bilder der jungen Moskauer Igor Ganikowski (Jahrgang 1950, Musikanten), Sergej Schutow (1955, Komposition A), Alla Kraschina (1958, Bildnis eines Mannes) und des Leningraders Pjotr Litwinski (1934, Newski Prospekt). Der Kunsthandel will in den nächsten Jahren mit bildender Kunst einzelner Sowjetrepubliken bekanntmachen.

Constanze Treuber



Verführendes

Sechsunddreißig Künstler, drei Galerien, eine Ausstellung: Der Staatliche Kunsthandel der DDR hat Malerei und Grafik aus Moskau, Leningrad und Tbilissi zusammengetragen und stellt sie gleichzeitig in der Berliner Galerie Unter den Linden, der Neuen Dresdner Galerie und der Galerie Schmidt-Rottluff Karl-Marx-Stadt aus. Beim Verteilen der Bilder soll es, so hört man, manchmal zu freundschaftlichem Gerangel der Galeristen um die schönsten gekommen sein. Mitarbeiter des Kunsthandels, unterstützt von der sowjetischen Künstlergenossenschaft „E. Wutschetitsch", hatten in Ausstellungen und Ateliers ausgesucht, was sich ihnen als besonders gut und interessant präsentierte. Die Verkaufsausstellung sollte vor allem

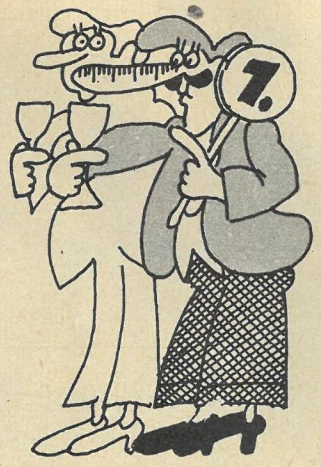


● Gut gesagt

Das Streben nach Vollkommenheit ist ewig, und künftige Generationen werden immer etwas zu besingen und zu sagen haben.
Surab Sotkilawa, UdSSR, Solist am Bolschoi-Theater

● Am Rande

Eine traditionelle Zeremonie auf dem St.-Urbans-Fest von Hajos in Mittelungarn ist die Suche nach der schönsten und größten „Weinnase", die peinlich genau vermessen und schließlich auch preisgekrönt wird.



● Persönliches

Der Charkower Professor für Metallurgie, ALEXEJ PETRISCHENKO, besitzt eine der größten Scherenschnitt-Sammlungen der Welt. Seine Leidenschaft für dieses seltene Hobby erwachte vor rund dreißig Jahren, als er einige Jahre lang Gastdozent in Peking war.

Der Drogist und Hobbymaler JAN HRUSKA aus Brno „malt" seine Bilder mit Injektionsspritzen und erreicht damit eine lupenreine Feinheit der Details. Seine Werke können in den Galerien naiver Kunst in zahlreichen Ländern der Erde bewundert werden.

Seit drei Jahrzehnten ist NELLI OKROPIRIDSE Moderatorin der Kindersendung „Geschickte Hände" im georgischen Fernsehen und gestaltet für die Kinder am Bildschirm kleine Bilder und Figuren aus Tannenzapfen, Samen, Blumen und Blättern. Sie ist zugleich Schöpferin zahlreicher Trickfilme.

Der zehnjährige rumänische Schüler RUMEN TODOROW nahm bereits an Unterwasseraufnahmen zu vier populärwissenschaftlichen Filmen teil. Sein Vater, heute Kameramann, war einst mehrfacher Landesmeister sowie 1977 Europameister im Orientierungstauchen.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Hohlfeld, I. Unjakin, V. Hempel, W. Milozerdow, ČTK/Humpálová, MTI/Baric, Xinhua/Zijin, Repro (6); Vignette: D. Schüler.

Robinson Crusoe in Tobolsk

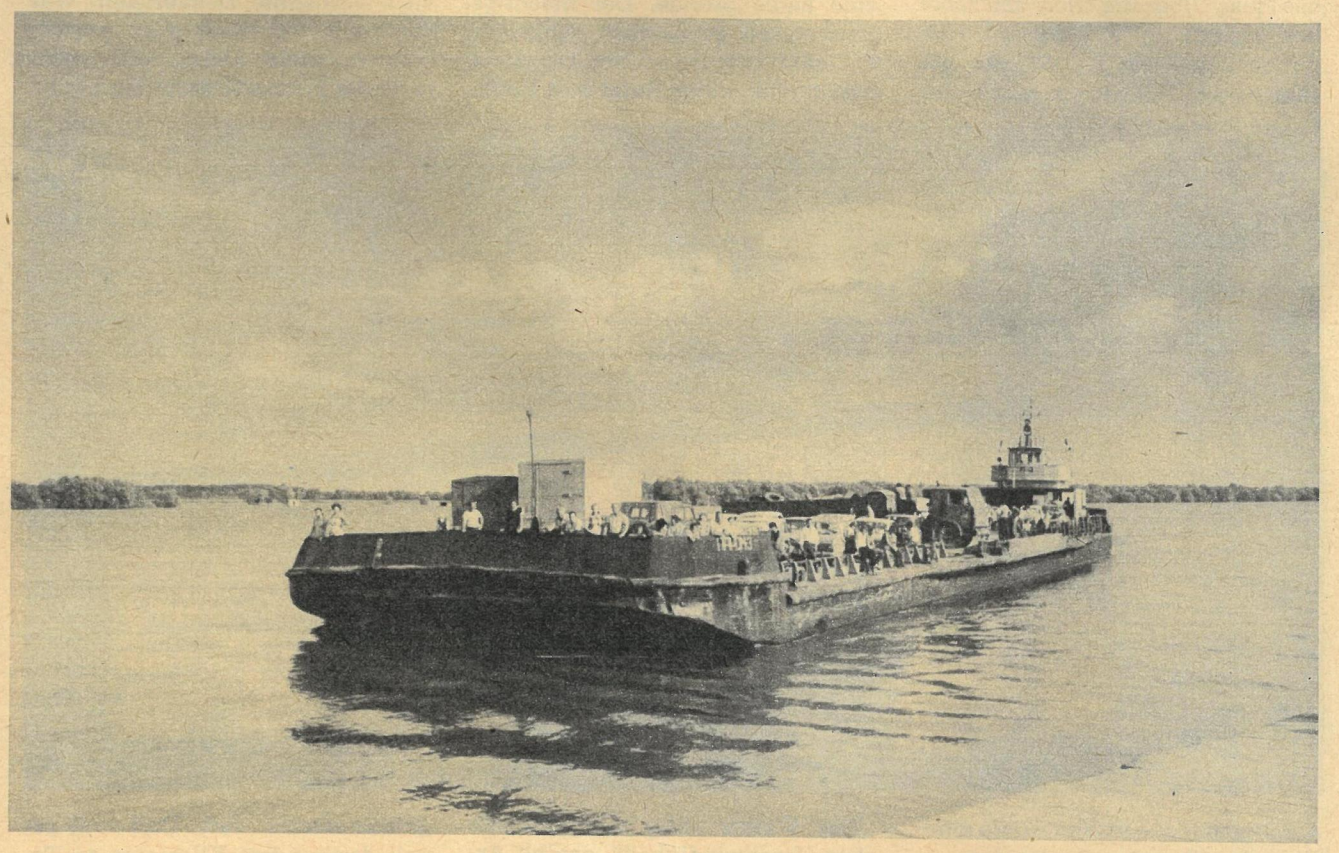
Ein Beitrag von Bernd Siegmund (Text) und Peter Meißner (Fotos)

Zu Füßen des berühmten Kreml also feierte man. Künstler aus der ganzen Sowjetunion waren gekommen, um der 400 Jahre alten sibirischen Stadt ihre Aufwartung zu machen. Wie zu solchen Anlässen üblich, wurde der großen Söhne gedacht. Der echten und der zugereisten, der freiwilligen und der unfreiwillig verbannten: Mendelejew und Dostojewski, Küchelbecker, Radischtschew und Tschernyschewski ... Einen aber hat man glatt vergessen. Seinen eigenen Angaben zufolge hat er immerhin acht Monate hier gelebt. Und er mehrte den Ruhm der Stadt, trug ihn hinaus in alle Welt. Dabei war dieser Herr nichts weiter als ein Produkt der Phantasie ...

Hören wir, wie es dem weltberühmten Abenteurer in Tobolsk erging:

„Wie düster und wie fürchterlich kam mir dieser Winter vor! Die Kälte war so durchdringend, daß ich nicht einmal zum Fenster herausschauen konnte, ohne mich in dicke Felle zu hüllen. Selbst das Gesicht war vermummt. Eine Öffnung zum Atmen und zwei Löcher für die Augen – sonst war alles bedeckt. In unseren Räumen war es schön warm, die Häuser waren wohlverwahrt und geschlossen, die Mauern dick, die Öffnungen klein und die Fenster doppelt. Unsere Nahrung bestand hauptsächlich aus gesalzenem Damhirschfleisch, recht gutem, aber wie Zwieback zubereitetem Brot, getrockneten Fischen jeder Art, Schöpsen- und Büffelochsenfleisch ...“

So läßt es sich leben. Die Frage ist



Ein Gang über den Friedhof ist ein Gang durch die Geschichte Rußlands: die Grabstätten der verbannten Dekabristen Küchelbecker und Wolff (Foto oben).

Die Fähre auf dem Irtysch verbindet Tjumen mit Tobolsk (Foto Mitte).

Oberbürgermeister Arkadi Jefimow vor dem ältesten Theater Sibiriens (Foto links).

nur: Was hatte Robinson Crusoe in Tobolsk zu suchen?

Das geheimnisvolle Land Sibirien beschäftigte Anfang des 18. Jahrhunderts viele Menschen in Europa, in der Welt. Auch den Schriftsteller Daniel Defoe. Sibirien beflügelte derart seine Phantasie, daß er beschloß, Robinson Crusoe ein zweites Mal auf abenteuerliche Fahrt gehen zu lassen. Der weltberühmte Insulaner schipperte vor der brasilianischen Küste herum, war in Vorder- und Hinterindien, in China ... und kam schließlich in das sagenumwobene Sibirien. In das unbekannte, gefürchtete Land. Wie geschaffen für schaurig-wohlige Gespräche am warmen Kamin. Sibirien, das war für Daniel Defoe der Stoff, aus dem die Abenteuer sind. Und so mußte eben Robinson Crusoe nach Tobolsk. Ein angenehmes Gefühl: Wir fahren auf seinen Spuren. Nicht acht Monate, auch keine acht Stunden werden wir hier bleiben, eine kurze Stippvisite nur wird es sein. Von Tjumen nach Tobolsk sind es dreihundert Kilometer. Ein sibirischer Katzensprung. Den gönnen wir uns. Eine Referenz an die berühmteste aller sibirischen Städte.

Es ist Anfang September, doch das Thermometer steht noch auf Sommer. Wir halten auf einem Parkplatz. Binnen Sekunden ist der Innenraum des Wagens voller Getier. Mücken, kleine Fliegen und Hunderte von Pferdebremsen. Wespengleich, behaart, mit grünlichen, tellerrunden großen Augen. Ihr Stich ist gefährlich. Es gibt nur ein Mittel gegen sie: einfach ignorieren! Jedes Herumgefuchtel macht sie aggressiv. Endlich fahren wir weiter. Bis Tobolsk sind es noch fünfzig Kilometer. Sie langen gerade, um diese „Ungeheuer" durch den Fahrtwind absaugen zu lassen.

Robinson Crusoe in Tobolsk

Je näher wir dem Ziel kommen, desto häufiger sehen wir am Straßenrand junge Birken. Hunderte, Tausende... Aber es sind keine Bäume mehr, nur noch tote, enthauptete Stämme. Bizarr und unheimlich. Selbst im friedlichen Licht der Sonne. Wie abgebrochene Finger, so ragen sie aus einer ansonsten blühenden Landschaft empor. Sie haben keine Äste mehr, keinen grünen Zweig, sind nur noch faulende, schwarz-weiße Stämme. Was ist geschehen?

Seit Jahrhunderten spielt die Natur dasselbe Lied: Im Frühjahr treten die Flüsse über die Ufer, der Tobol, der Irtysch... Die jungen Birken nehmen begierig das Wasser auf, saugen sich voll wie ein Schwamm, dann – es ist keine Seltenheit – kommt der Frost zurück, für einige Tage nur, der schon vergessen geglaubte, und packt mit eisigem Griff die dünnen, zarten Stämme. Er sprengt von innen her das Holz. Eine kalte Explosion reißt die Kronen vom Stamm.

Endlich der Kreml von Tobolsk. Majestätisch, weiße Türme, über die sich blau-goldene Kuppeln spannen. Zwischen ihnen die Festungsmauer. Im Jahre 1700 wurde der Kreml errichtet. Peter der Erste gab Geld und Befehl. Seither thront das Symbol der Zarenmacht am Steilufer des Irtysch. Kein Feind hat je das Innere gesehen.

An der Anlegestelle der Fähre ist Hochbetrieb. Wer von Tjumen nach Tobolsk will, der muß per Schiff übers Wasser. Nur für die Eisenbahn gilt das nicht, die seit 1974 die Stadt erreicht. Eine mächtige Brücke spannt sich über den Irtysch. Der Eisenweg führt in den Norden. Nach Surgut, Nishnewartowsk, Urengoi, hinein in die Erdölfelder Westsibiriens.

Ein Kutter wartet auf uns. An Bord der Oberbürgermeister von Tobolsk. Ein junger Mann, 37 Jahre ist er alt, Arkadi Grigorjewitsch Jefimow. Ein wenig scheu wirkt er noch, ganz ohne Routine, seit einem Jahr erst ist er im Amt. Vorher war er Direktor des Baukombinats der Stadt Tobolsk. Als man ihm den neuen Posten antrug, zögerte er. Aus Angst vor neuen Problemen? „Nein", sagt er, „mit Problemen jeder Art bin ich groß geworden. Aber ich hatte mich gerade so schön eingearbeitet, es fing an zu laufen..."

Die Fahrt auf dem Irtysch dauert eine halbe Stunde. Der mächtige Fluß strömt gemächlich dahin. Im Frühjahr war das anders. Da geriet der Irtysch außer Rand und Band.

Am Steilufer des Irtysch wurde am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Kreml errichtet. Es ist der erste in Sibirien aus Steinen erbaute.

„Das Wasser stieg mit unheimlicher Geschwindigkeit", erzählt Arkadi Jefimow. „Es überflutete in kürzester Zeit die gesamte untere Stadt. Eine Katastrophe. Begünstigt durch den Sommer '86, der keiner war. Die Schneemassen der Berge tauten nicht ab, neue kamen diesen Winter hinzu, die Flutwelle war riesengroß, ihr war nichts und niemand gewachsen. Die Bevölkerung rettete sich auf die Dächer der Häuser, wir mußten Tausende Familien mit Hubschraubern und Motorbooten evakuieren. Die Straßen und Gassen waren überflutet, viele Tiere kamen um, der Schaden ist millionenschwer." Tobolsk ist eine eigenartige Stadt. Sie kann auf sich selbst hinabschauen. Ist geteilt in eine obere und untere Hälfte. Die sichere Oberstadt sitzt auf dem hohen östlichen Steilufer des Irtysch, die untere liegt ihr zu Füßen. Geschützt nur durch einen Wall aus Sand, Stein und Beton. Er nimmt sich vor dem Hintergrund des mächtigen Flusses bescheiden aus.

Wir fahren durch die Stadt. Holzhäuser, viele Kirchen, dazwischen Gebäude aus Stein. Einst prachtvoller Adels- und Bürgerglanz, heute verblichene, restaurierungsbedürftige Wirklichkeit. Tobolsk war über hundert Jahre lang die Hauptstadt Sibiriens. Gesandte vieler Länder hatten hier ihre Residenzen, selbst solche aus dem Orient. Handelswege kreuzten sich, die Macht des Gouverneurs, des Wojewoden aus Tobolsk, reichte von den Bergen des Ural bis hin zum Stillen Ozean. In den Augen der Sibirjaken war er mächtiger als der mächtige Zar im fernen Petersburg. Die Stadt war berühmt für ihr reiches geistiges Leben. Hier steht das erste sibirische Theater, 1705 gegründet, hier wurde Mendelejew geboren, der geistige Vater des Periodensystems, hier wirkten berühmte Sibirienforscher, lebten viele verbannte Dekabristen. Was hätte aus der Stadt alles werden können, wenn nicht... Ja, wenn nicht die Transsibirische Eisenbahn gebaut worden wäre. Und zwar genau dreihundert Kilometer an Tobolsk vorbei. Die Stadt fiel aus den Höhen hauptstädtischen Ruhms in den Keller provinzieller Vergessenheit.

„Es schien, als hätte das Glück für immer einen Bogen um Tobolsk gemacht", erzählt Oberbürgermeister Arkadi Jefimow. „Selbst als das Erdöl in Westsibirien gefunden wurde, hatten wir nichts davon. Rings um Tobolsk entstand eine blühende Industrie, wuchsen Städte empor. Bei uns aber war die Zeit stehengeblieben. Das änderte sich erst mit dem Bau des großen petrolchemischen Kombinats Anfang der achtziger Jahre. Die Erdölleitung Ust–Balyk–Omsk pumpte der Stadt neues Leben ein. Menschen aus allen Teilen der Sowjetunion kamen nach Tobolsk. Und es werden immer mehr."

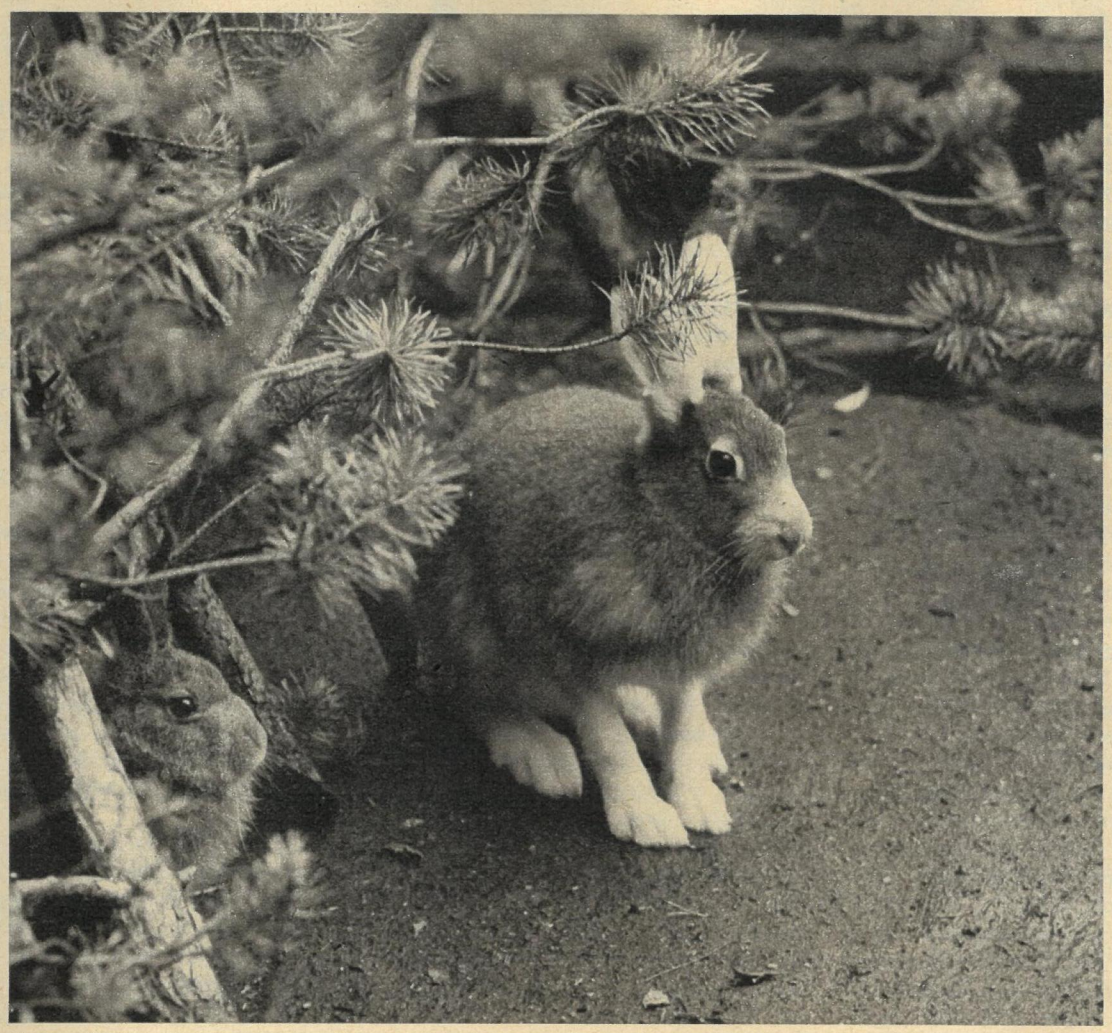
Die Ausmaße der Industrialisierung sind echt sibirisch. Und sibirisch heißt riesengroß. Aus dem verträumten Tobolsk wurde ein Chemiegigant. Das Erdölkombinat bestimmt den Rhythmus der Stadt. Und den Haushaltsetat. Mit der Industrie kam das Geld nach Tobolsk. Neue Wohnviertel entstanden, Kindergärten, kulturelle Einrichtungen. Probleme, die lange Zeit auf der Tagesordnung standen, konnten gelöst werden, neue entstanden. Obwohl viel gebaut wird, reichen die Wohnungen nicht, die Kinderkrippen und -gärten. Die lukrativen Arbeitsplätze in der Chemieindustrie locken zu viele Menschen in die Stadt. 100 000 leben heute hier, vor zehn Jahren waren es nur 50 000. Was Wunder, daß es bei der Versorgung der Bevölkerung Mängel gibt, die Decke an hochwertigen Industrieerzeugnissen dünn ist. „Es fällt mir nicht leicht, darüber zu sprechen", sagt Arkadi Jefimow, „aber es hat keinen Sinn, den Kopf in den Sand zu stecken. Viel Arbeit ist nötig, um diese Probleme so schnell wie möglich in den Griff zu bekommen. Dazu muß die Landwirtschaft intensiviert werden, der Boden um Tobolsk ist fruchtbar, die städtische Nahrungsmittelindustrie ist gefordert, auch wir müssen lernen, in der Dimension 100 000 zu denken. Erschwerend kommt für uns hinzu, daß wir viele Nahrungsmittel in den Norden liefern, nach Jamburg, Jamal, diese beiden neuen Industriezentren praktisch miternähren."

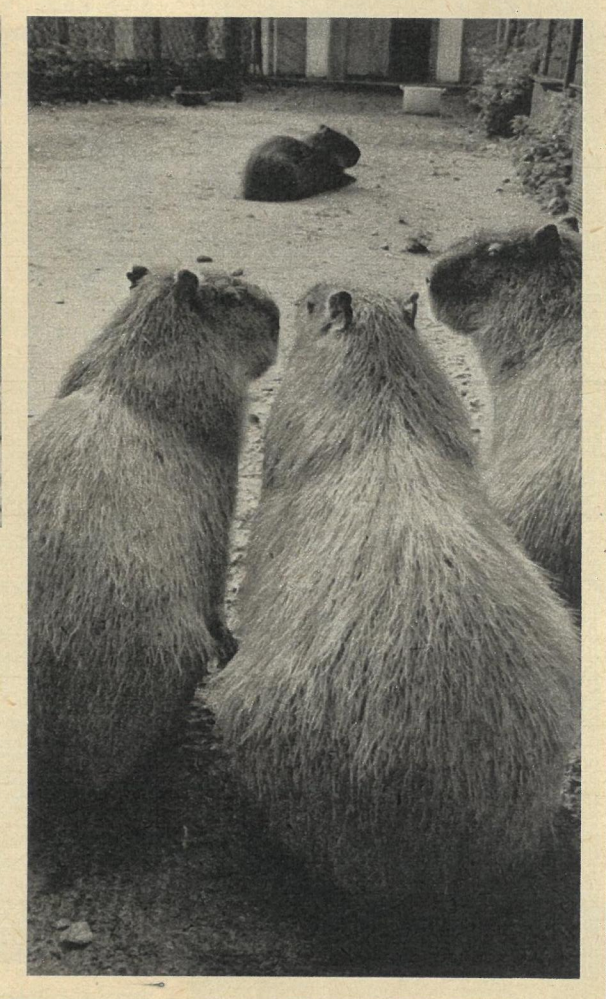
Viele Probleme ruhen auf den jungen Schultern von Arkadi Jefimow. Aber er ist voller Tatkraft. Und kann sich auf ein bewährtes Kollektiv von Mitarbeitern stützen. Eine Charaktereigenschaft verdient es, hervorgehoben zu werden. Arkadi Jefimow versteht es, anzustecken. Positiv natürlich. Aber auch das geht nicht ab ohne Kämpfe. Seine große Liebe gehört dem Gesicht der Denkmäler, keine andere sibirische Stadt hat eine so reiche, mit der Kultur und der Geschichte Rußlands verknüpfte Vergangenheit. In einer solchen Stadt zu leben, diese Erbschaft zu besitzen und zu verwalten, ist eine große Verpflichtung. Empfindet jedenfalls Arkadi Jefimow. Andere denken da anders. „Ja, es war ein harter Kampf, aber wir haben uns gegen die durchgesetzt, die den alten Stadtkern abreißen und Hochhäuser hinsetzen wollten. Heute besteht ein Bauverbot für die historische Altstadt. 35 Gebäude sind unter Denkmalschutz genommen, werden restauriert, der gesamte Bezirk wird saniert. Natürlich geht das nicht von heute auf morgen, aber wir haben jedenfalls angefangen."

Und das ist gut so. Sollte Robinson Crusoe eines Tages hierher zurückkehren, er wird sein Tobolsk trotz Industrie wiedererkennen, in dem er acht Monate „im ganzen genommen sehr gut und vergnügt" gelebt hatte.

ZOOLOGISCHES AUS LENINGRAD

Selten Gezeigte





Leningrads Zoopark ist der nördlichste im ganzen Land. Typischer Stadtzoo alten Stils, gelegen in Zentrumnähe, hinter der Peter-Pauls-Festung, auf engstem Areal 520 Arten mit 1600 Exemplaren, 1 250 000 Besucher jährlich. Nach der tiergärtnerischen Leistung in der Spitzengruppe zoologischer Einrichtungen der Sowjetunion. Allein 100 (einhundert!) Eisbären als Nachzucht in dreißig Jahren – damit können sich nur wenige vergleichen. Den Tieren nördlicher Breiten, vom Vielfraß („Bärenmarder") bis zum Moschusochsen, widmet man besondere Aufmerksamkeit. Unter räumlichen Verhältnissen, die für große Säuger entschieden zu eng sind, wächst von den schwierig zu handhabenden Moschusochsen ein weiteres Kalb heran; der Einsatz der Pfleger bewahrt es vor den Launen des Sippenchefs.

Bild oben: Schneehase aus dem Norden Eurasiens. Schneeweiß wird zum Winter das graubraune Sommerhaar; Gruppen in der Arktis bleiben weiß, in Irland ganzjährig braun. – Rechts oben: Riesenfischuhu vom Amur, einziges Exemplar in Menschenhand. Angler unter dem Personal versorgen ihn seit mehr als zehn Jahren mit lebendfrischer Kost. – Mitte rechts: Großer Ameisenbär, an der Newa dreimal erfolgreich nachgezogen. – Unten: Capybara, fälschlich auch „Wasserschwein", Süd- und Mittelamerika. Mit 80–90 kg schwerstes Nagetier der Erde (Zwergmaus 8–9 g). – Mitte: Direktor Wladimir F. Andrjuchin, zur Zeit Bauherr eines kombinierten Schauhauses für Tier- und Menschenaffen; Dickhäuter- und Terrarienhaus sollen folgen. Manchmal besucht der gelernte Veterinär ein Gelände am Meer, dreißig Schnellbahnminuten von der Stadt entfernt. Dorthin, in einen künftigen Park von 200 Hektar, soll der Zoo einmal umsiedeln. Doch das ist Zukunftsmusik.

H. Frosch

Fotos: D. Christel (4), K. Rudloff

Ehemalige sowjetische Zwangsarbeiter zu Gast in Coswig

Der dreimal zer

Suchaktion

1984 Im Archiv des Chemiewerkes Coswig werden Karteikarten von ehemaligen sowjetischen Zwangsarbeitern des damaligen WASAG-Betriebes gefunden.
Der Vorstand der Grundeinheit der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft unter Leitung von Rosemarie Kanopka beschäftigt sich mit den Materialien und beschließt: Die Suche nach Überlebenden wird aufgenommen.
Man berät sich mit den Freunden im belorussischen Chemiewerk Gomel, dem Partnerbetrieb – findet auch hier Verbündete.

1985 Die Gomeler haben mit dem Minsker Schriftsteller Wladimir Lipski Kontakt aufgenommen. Er wird den Freunden in Coswig nach besten Kräften helfen. Aus dem Chemiewerk erhält er die Kopien von Karteikarten und Namenslisten.

1986 Erste persönliche Begegnung mit Genossen Lipski in Minsk. Seine Aktion, auch über die Zeitung, hatte ersten Erfolg. Briefe von Überlebenden und Angehörigen Verstorbener liegen vor. Ein Freund des Genossen Lipski, der ukrainische Schriftsteller Bogdan Tschaly aus Kiew, beteiligt sich an der Suche. Sie fahren zu ehemaligen Zwangsarbeitern, sprechen mit ihnen, gewinnen sie für die Reise.

1987 Wladimir Lipski kommt nach Coswig zu Recherchen. Er studiert Dokumente, besichtigt historische Stätten, spricht mit Augenzeugen. Neun Einladungen an ehemalige Zwangsarbeiter, das Coswig von heute zu erleben, gehen nach Schostka, Moskau, Jalta, Krasnodar, Dnepropetrowsk und Lwow.
Acht sowjetische Frauen und Männer, begleitet von beiden Schriftstellern, sind Gäste der Chemiewerker. Die Initiative der DSF-Grundeinheit war erfolgreich. Der Besuch wurde auch dank der Unterstützung des Betriebes zu einem besonderen Erlebnis deutsch-sowjetischer Freundschaft.

Ein Sommer ist ins ukrainische Schostka gekommen. Der Sommer 1942. Die letzten Schultage für Anna, die in ihrer Bank sitzt – klein und durch lange Krankheit viel zu zart für ihr Alter. Mit langen Zöpfen, die braunen Augen ohne Arg. Kinderaugen, obwohl sie fünfzehn ist. Sie weiß in diesen Stunden noch nicht, daß ihr Name – Anna Majboroda – bereits mit anderen auf einer langen Liste steht. Sie ist vorgesehen für den Abtransport nach Deutschland. Zur Zwangsarbeit im Werk Coswig der Westfälisch Anhaltinischen Sprengstoff-Actien-Gesellschaft, Chemische Fabriken (WASAG)…
Nun, 45 Jahre danach, sitzt sie mit mir an einem Tisch. Wieder ist sie in Coswig. Weiß geworden, doch mit den Augen, die denen des Schulmädchens gleichen. „Als sich damals flüsternd die Nachricht verbreitete, daß wir weggeschickt werden sollen, versteckte ich mich, ich hatte solche Angst. Nachts kamen sie, die deutschen Polizisten, griffen mich doch. Meine Eltern mußten zusehen. Ich wehrte mich, doch was half es? Sie brachten uns zum Technikum. Mutter und Vater standen mit den anderen Eltern hinter dem Zaun, warteten auf den Morgen, auf den Güterzug. Ich mußte sie immer anschauen. So sind sie mir in Erinnerung geblieben…“
Anna sollte sie nicht wiedersehen, sie haben das Kriegsende nicht mehr erlebt.
In Viehwaggons gepfercht, ging es in Richtung Westen. Es war ein langer Zug verzweifelten Weinens. In Polen dann die sogenannte Quarantäne. „Wir mußten uns ausziehen vor den Männern mit den Maschinenpistolen, und ich schämte mich so. Und sie lachten und lachten. Vom Bahnhof Coswig dann liefen wir in die Fabrik. Zehn Stunden täglich baute ich Sprengkapseln zusammen. Polizei brachte uns zur Arbeit und ins Lager. Dreistökkig die Pritschen, am Kopf- und Fußende schliefen jeweils zwei Mädchen, das heißt zwölf auf jeder Pritsche. Ich war so schwach, so dünn geworden, daß ein kleines Loch zwischen Zaun und Erdboden genügte, um durchzuschlüpfen, auf dem Feld nach Kartoffeln zu suchen… Einmal fragte ich, was die Faschisten gerade gesagt hätten zu mir – ‚Schweine‘, so wurde mir übersetzt. Ich werde es nicht vergessen. Aber auch die einfachen Arbeiter nicht, die freundlich waren, uns bedauerten.“
Einmal hatte der Vater geschrieben, er habe zwei Apfelbäume am Haus gepflanzt. Als Anna Semenez, wie sie heute heißt, 1945 nach Schostka zurückkehrte, standen sie noch an ihrem Platz. „Zwei Bäume waren mir geblieben. Ich fühlte mich so alt…“
Und nun, Jahrzehnte später, der Brief von Wladimir Lipski, sein Besuch: „Wie haben eine Einladung nach Coswig, von Freunden dort.“ Was sollte sie antworten? Was aufschreiben über ihre Erinnerungen? Dreimal hat sie den ersten Brief angefangen und dreimal wieder zerrissen. Das Damals hat zu tief in ihr Leben eingegriffen. Fahren oder nicht? Bedenkzeit, genaues Abwägen. Hat man die Kraft, alles noch einmal zu sehen? Andererseits – Deutsche aus der DDR haben in Schostka ein Chemiewerk mit aufgebaut… Nach einem Monat hat sich Anna Sergejewna entschlossen: Ich fahre. Sie schaut mich an, die kleine Frau: „Ich wollte tapfer sein.“
Was hat Anna Semenez besonders berührt während dieser Tage in der DDR, randvoll mit Begegnungen nicht nur in Coswig? Es war die Ankunft, weil sie sie frei gemacht hat für alles, was sie dann erlebte.
„Als wir im Zug saßen, bekam ich doch Beklemmungen, je näher wir Berlin kamen. Ich war mehr als

Die sowjetischen Gäste im Chemiebetrieb. Anna Semenez (3. v. l.)

rissene Brief

Die Karteikarten sowjetischer Zwangsarbeiter. 800 Sowjetbürger wurden ab Mitte 1942 nach Coswig verschleppt.

aufgeregt. Und dann standen Rosemaria (gemeint ist die DSF-Vorsitzende Rosemarie Kanopka) und die anderen auf dem Bahnsteig. Mit Blumen. Und sie haben uns empfangen wie Freunde. Und da wußte ich auf einmal, daß alles gut werden wird. Gut, daß ich ja gesagt habe zu der Reise. Ich finde, ich bin sogar ein bißchen jünger geworden in diesen Tagen…“

★

In Schostka, nur wenige Querstraßen von Anna Semenez entfernt, wohnt Margarita Oserowa. „Pischik“ stand damals auf ihrer Karteikarte der WASAG. Dazu drei Fotos der 17jährigen mit der Kennzeichnung „Ost“ auf der Jacke. Und mit einem Vermerk. „Entlassen am: 27. 10. 1944. Grund: flüchtig seit 19. 6. 1944.“ An diesem Tag verlief die Front noch auf sowjetischem Territorium, dauerte es noch 14 Tage bis zur Befreiung von Minsk. „Mein Weg von Schostka nach Coswig damals im Sommer 1942 war der gleiche wie der von Anna Semenez. Die Mutter blieb mit der Schwester allein zurück, Vater war inhaftiert.“ Margarita Michailowna, die so Resolute, will nicht weinen. „Muß ich noch einmal alles erzählen?“ Beruhigend fasse ich ihre Hand. Wozu? Aber wie war das mit der Flucht?

„Ich war bereits zwei Jahre hier in der Fabrik, als ein Tag kam, an dem ich plötzlich wußte: Wenn du hierbleibst, wirst du nicht überleben. Lieber stehend sterben, sagt man. Ein großes Wort – vielleicht. Aber für mich war es einfach, weil es die Wahrheit war. Freunde aus Schostka, sie arbeiteten in einem Magdeburger Lager, hatten mich wissen lassen, man würde nicht so streng bewacht dort. Sie könnten mich einschmuggeln. Ich wollte es versuchen. Wo die Front stand, wußte ich nicht. Es war mir auch gleich. Ich wußte nicht, ob ich gewinnen würde, aber ich wagte es. Eines Tages fragte ich einen Arbeiter, Karl hieß er, ob er mir nicht eine Fahrkarte nach Magdeburg kaufen könne…“

Der Mann sah das Mädchen, verzweifelt, abgehetzt, zum Umsinken müde, sagte nichts. Ging fort. Am nächsten Morgen steckte er ihm die Karte zu. Er wußte, in welche Gefahr er sich brachte. „Ein deutscher Arbeiter hat mir geholfen“, sagt Margarita Michailowna.

Sie brachte es nach dem Durchzählen im Lager fertig, zu verschwinden, fand den Bahnhof, den Zug, stieg ein. Und sie glaubte, daß eine Fahrt in die Unendlichkeit nicht länger sein könne als diese bis nach Magdeburg. Mit einer Furcht im Herzen, die für ein halbes Menschenleben gereicht hätte.

Als Margarita 1987 zum Bahnhof geht, begleitet sie nicht nur ihre Tochter Dina. Nachbarn, Bekannte gehen mit ihr – und wollen sie auch wieder abholen bei der Rückkehr. Was wird sie ihnen sagen? „In Coswig habe ich heute Freunde getroffen, und ich bin glücklich, daß die Hoffnung auf unser ständiges Zusammengehen eine Zukunft hat. Nur eines ist schade. In Schostka hatte ich mir vorgenommen, nach Karl zu suchen. Ich habe ihn nicht gefunden. Aber ich werde ihn in Erinnerung behalten. Solange ich lebe.“

Ina Stritzke (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Margarita Oserowa im Wörlitzer Park.

Ein Buch entsteht

FREIE WELT-Gespräch mit den Schriftstellern Wladimir Lipski, Minsk, Bogdan Tschaly, Kiew

FW: Sie wollen ein Buch schreiben über die Geschichte ehemaliger sowjetischer Zwangsarbeiter bei der WASAG, Coswig…

W. LIPSKI: Ja, gemeinsam mit meinem alten Freund Bogdan. Wir haben gemeinsam gesucht, gefunden.

FW: Sie machten das Anliegen der Freunde aus der DDR mit Engagement zu ihrem eigenen. Wegen des Buches?

W. LIPSKI: Eine gute Frage. Nein, wir sind doch sowjetische Bürger, haben die Pflicht, uns mit dieser Tragödie auseinanderzusetzen. Und viele Angehörige von Vermißten haben durch uns Klarheit bekommen. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Brief aus Wolgograd. Man glaubte bis zu diesem Jahr, das Mädchen wäre bei den Kämpfen um Stalingrad ums Leben gekommen.

FW: Waren Sie auch schon einmal in der DDR, Genosse Tschaly?

B. TSCHALY: Ich war in Berlin, als es die DDR noch nicht gab. Neben der Siegesfahne auf dem Reichstag. Mit einem Freund bin ich hochgeklettert, im Keller brannte es noch.

FW: Bei Ihrem ersten Besuch in Coswig, haben Sie da bei Ihren Recherchen Beispiele von Deutschen gefunden, die versuchten zu helfen?

W. LIPSKI: Ein Lächeln, ein Stück Brot… Wir wollen auch davon berichten, daß es solche Menschen neben unseren gequälten Landsleuten gab.

FW: Gibt es schon eine Vorstellung vom Titel?

W. LIPSKI: Eigentlich ist es noch zu früh, darüber zu sprechen. Aber ich habe das Foto eines jungen sowjetischen Mädchens gefunden. Mit einer Widmung. „Liebe mich, gleich wie mein Schicksal ist…“

FW: Das Verhältnis zum Coswig heute, den Menschen hier – wird es einen optimistischen Ausblick geben?

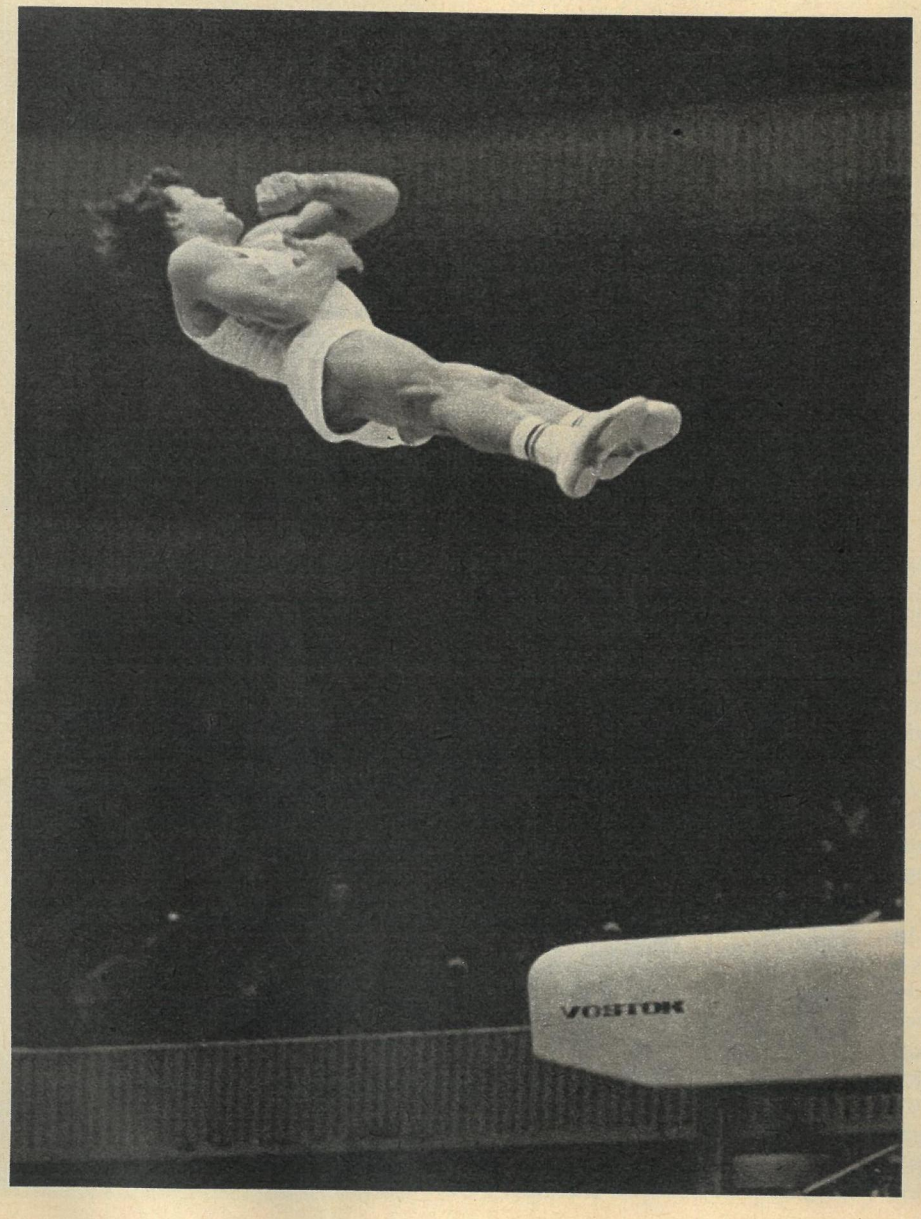
B. TSCHALY: Sonst könnten wir das Buch nicht schreiben.

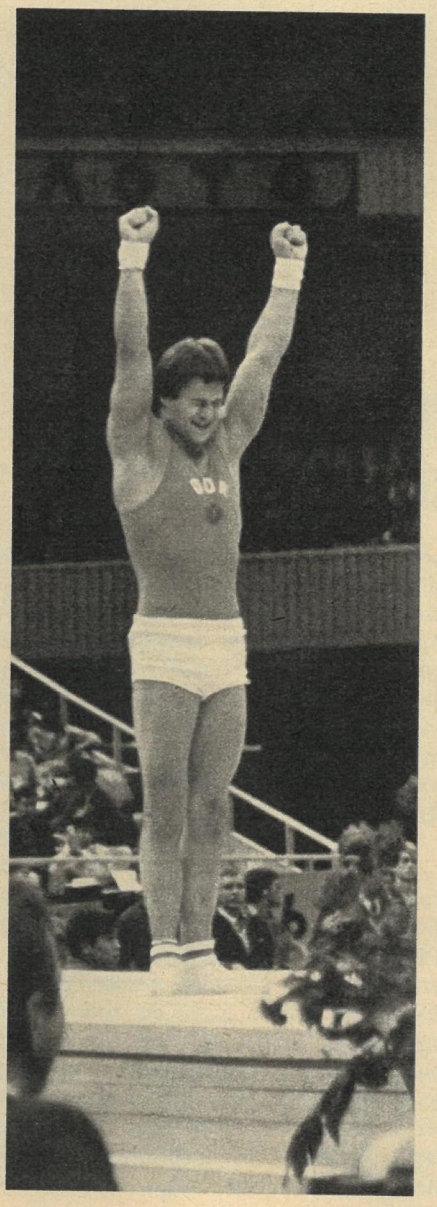
Fliegen, sich drehen und stehn

Es gibt im Turnen zwei Pferde. Zwillinge sozusagen. Eines sieht aus wie das andere. Gleiche Länge haben sie auch, und früher hatten sie durchweg vier, jetzt mehrheitlich nur noch zwei Beine. Das mit den Pauschen obendrauf ist das Seitpferd, das andere, längsgestellt bei den Männern, quergestellt bei den Frauen, ist das Sprungpferd. Dies wiederum hat – Zeit der Technik – mancherorts schon Federung unterm Rücken oder in den Beinen. In China sogar hydraulische, damit es die Kobolde, die buchstäblich auf dem Rücken der Pferde Flugschauen abhalten, leichter haben. Was die Turner von Weltklasse an diesem Gerät zeigen, ist atemberaubend. Drei Meter überm Boden fliegen und sich drehen, dann drei bis gar vier Meter hinterm Gaul wieder landen: Wer das am schönsten kann, ist der Sieger. Oder fachgerechter gesagt, wer technisch am besten springt – der Virtuose.

Es gibt einen Sprung übers Pferd, der „Yamashita" heißt und vor einem Vierteljahrhundert in Prag welturaufgeführt wurde. Sein Erfinder gleichen Namens, der sich nach der Eheschließung zwar Matsuda nannte, damit aber wegen seiner programmatischen „Yamashita"-Kreation in der Öffentlichkeit nie richtig durchkam, erschien auf der Weltmeisterschafts-Bühne '62 wie das Achte Weltwunder. Obwohl kaum jemand außerhalb Japans jene geheimnisumwitterte „fliegende Untertasse" des weitgehend unbekannten Mannes aus Tokio je gesehen hatte und deshalb auch keiner so recht wußte, worum es sich eigentlich drehte, standen die Wetten für den fernöstlichen Pferdspringer 1000:1.

Nur kleckerweise, durch ein undefinierbares Agenturfoto zum Beispiel, war vorher bekannt geworden, daß Haruhiro Yamashita-Matsuda im Hechtsprung auf das ihm zugewandte Ende des Längspferdes flog und nach dem Stütz eine Art Bücküberschlag vollführte, also in der Hüfte den beim Anflug gestreckten Körper um mehr als neunzig Grad anwinkelte. Damit war er als japanischer Landesmeister aus seiner Anonymität herausgetreten und fuhr eigentlich nur deshalb nach Prag mit. Im dortigen Julius-Fučik-Sportpalast versuchten seine im Mehrkampf ungleich

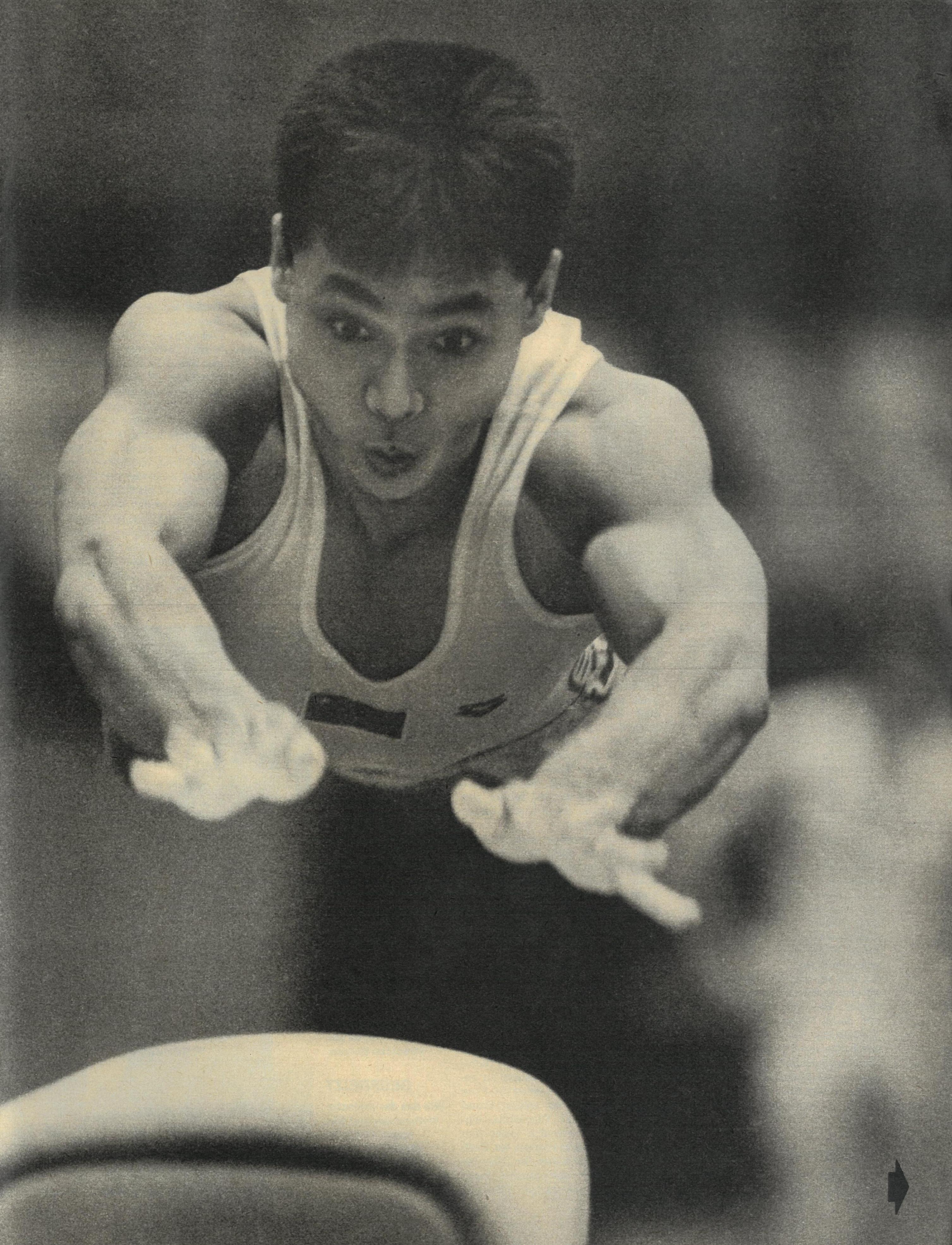




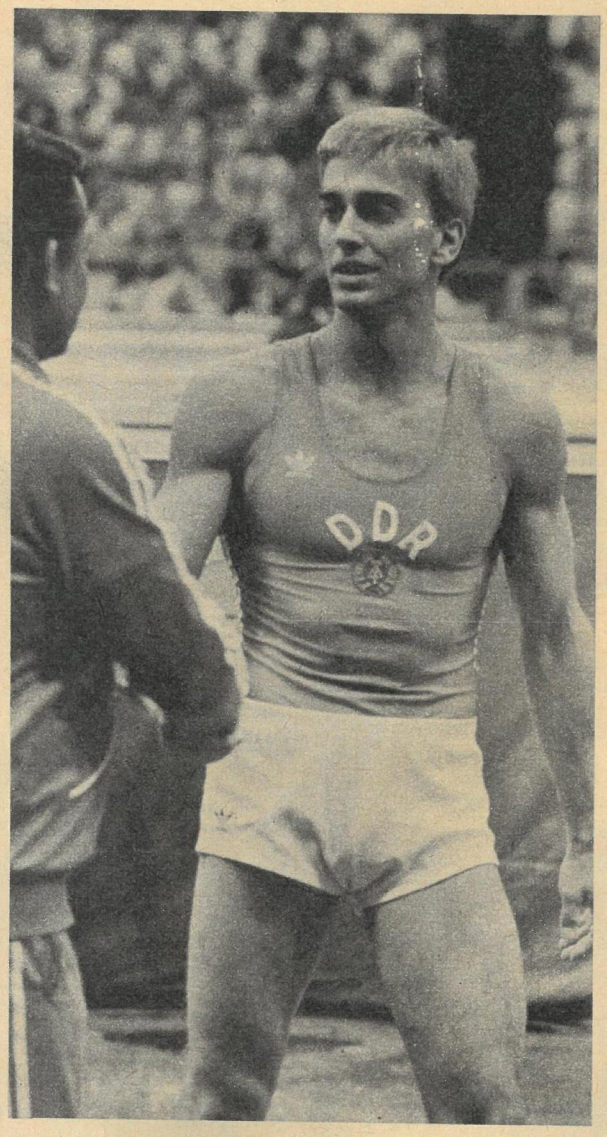
FLIEGEN:
Weltmeister Lou Yun (China).

SICH DREHEN:
Artur Akopjan (UdSSR), „Tsukahara" gestreckt mit doppelter Drehung (links außen).

STEHEN:
DDR-Exweltmeister Klaus-Peter Hemmann (links).



Fliegen, sich drehen und stehn



Kroll, der Weltmeister: „Mein Finalsprung von Rotterdam war optimal, aber noch nicht alles. Im Training habe ich den ‚Gestreckten' schon mit anderthalbfacher Drehung probiert ..." Er hat noch einen anderen Hitlisten-Renner in petto: nach dem Stütz Salto vorwärts gebückt mit zweieinhalb Drehungen um die Längsachse.

besseren Landsleute Ono und Endo auch auf diese Weise ihr Sprungglück. Doch nicht einmal für Yamashita höchstpersönlich reichte der nun schwierigste und attraktivste Sprung der Welt zum Sieg.

Den holte einer, der sich vom „Yamashita"-Fieber nicht hatte durchschütteln lassen. Der Tschechoslowake Przemysl Krbec präsentierte einen zu jener Zeit schon nicht mehr ganz modischen „Hecht", aber mit so unglaublicher Präzision, daß die Japaner Bauklötze staunten. Bevor er anlief, rückte er das Sprungbrett zweieinhalb Meter vom Pferd ab, erreichte damit eine plastisch sichtbare erste Flugphase, drücke sich mit den Händen am ihm zugewandten Pferdende (man nennt so etwas Nah- oder Hinterstütz) noch einmal ab, landete nach endlos scheinender Luftfahrt drei Meter hinter dem Gaul und stand wie eine Eins.

So war er, wie eine Rakete, mehr als sieben Meter durch die Luft geflogen. Was vor allem angesichts der damit besiegelten Niederlage Yamashitas die Erfahrung unterstrich, die der ukrainische „eiserne Turnfürst" Boris Schachlin einmal kundtat: „Schwierige und originelle Sprünge sind für die Katz, wenn es ihnen an mangelnder Virtuosität gebricht. Im Turnen hat es keinen Sinn, das Glück herauszufordern."

Auf dem Ramschtisch

Krbec wurde zwar noch einmal in großem Stil Europameister, mußte aber eines Tages in Kauf nehmen, daß er bei der begrenzten Entwicklungsfähigkeit des „Hechts" nicht mehr mitkam. Viktor Lissitzki (UdSSR) veredelte diesen Sprung noch mit einer ganzen Drehung, doch damit war alles ausgeschöpft. Schneller als gedacht verschwand auch der „Yamashita" aus den turnerischen Exquisitläden und landete auf dem Ramschtisch. Allerwege dieser Sprung, mal mit Fern-, mal mit Nahstütz, es fanden sich sogar Mutige, die ihn mit halber Drehung zeigten.

Gleichwohl bestieg sein eigentlicher Erfinder doch noch den Königsthron. Im olympischen Gerätefinale von Tokio '64 offerierte der Japaner einen Sprung, mit dem er sobald keine Nachahmer fand – den „Yamashita mit ganzer Drehung". Wieder war eine neue Ära angebrochen, und jedermann glaubte, es dauere nun eine Weile, bis beim Sichdrehen im Yamashita-Look die anderen aus dem langen Schatten des Japaners heraustreten würden. Während der Weltmeisterschaft 1966 flocht der Tokioter noch einmal seinen alten Zopf. Um nach traumhaft schönem Pflichtsprung auf Nummer Sicher zu gehen, sprang er wie einst in Prag und vergoldete zu später Stund doch noch den „Yamashita einfach". Dabei verpuffte unter den verblüfften Konkurrenten die Hoffnung, sie könnten dem im „abgetragenen Anzug" springenden Japaner mittels einer ganzen Drehung Paroli bieten. Sie turnten zwar schwieriger, aber nicht mit Yamashitas Akkuratesse.

Und nun? Wer heutzutage den „Yamashita" von Prag '62 zur Schau stellen will, wird unweigerlich darunter leiden, daß es sich um den derzeit leichtesten aller Sprünge handelt, einen sogenannten A-Sprung, für den es von vornherein nur neun von zehn möglichen Punkten gibt. Um beim festlichen Defilee aufs Siegerpodest nicht nur zuzugucken, müßte schon der „Yamashita" mit doppelter Längsdrehung des Körpers präsentiert werden: Ein D-Sprung, also höchste Kategorie. Mit einfacher Drehung (C) oder gar nur einer halben (B) wäre er schon wieder zu simpel. So ändern sich die Zeiten, kaum anderswo schneller als im Turnen.

Der große Irrtum

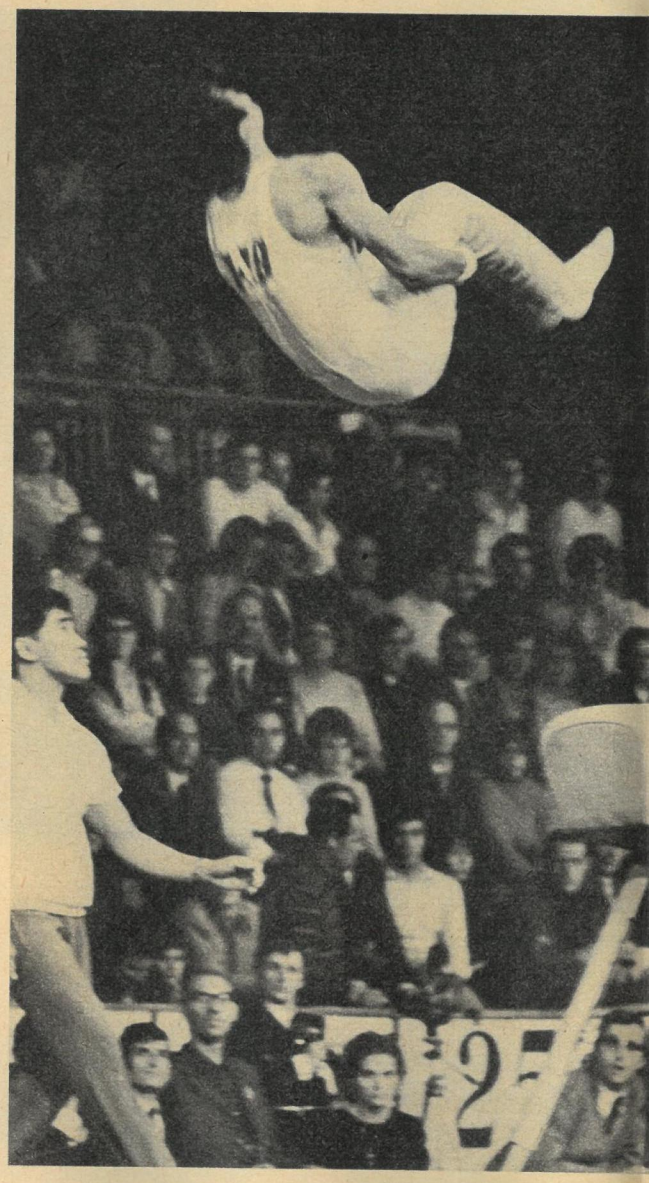
Japans Turner wußten genau, was Mitsuo Tsukaharas „eingesprungenes Rad mit Vierteldrehung und anschließendem Salto rückwärts" im Kampf um den Pferdsprung-Weltmeistertitel 1970 wert war: Sie gaben Tsukahara innerhalb ihrer Riege sowohl in der Pflicht als auch in der Kür den letzten Startplatz – den Platz des Favoriten an diesem Gerät. Nur vom Überschlag mit ganzer Drehung des sowjetischen Filigranturners Viktor Klimenko bedrängt, gewann Tsukahara auch. Und da war wieder einmal vom „schwierigsten Sprung der Welt" die Rede, von einer turnerischen Kreation, die weder die weltweite Verbreitung des „Yamashita" haben und nie und nimmer in die Konfektion gehen werde.

„Tsukahara zu kopieren", hieß es damals, „das dürfte in Zukunft nur den ganz großen Pferdsprung-Spezialisten in der Welt vorbehalten sein. Es ist schon unendlich schwer, diese Kombination zu springen, aber vielleicht noch schwerer, den Salto rückwärts am Ende auch in den sicheren Stand zu bringen und nicht auf dem Hosenboden zu landen. Alle Tage wird auch einem Tsukahara dieser atemberaubende Sprung nicht gelingen."

Das war ein großer Irrtum. Zur absoluten Weltspitze gehört heute, wer den „Tsukahara" mit völlig gestrecktem Körper und doppelter Längsdrehung präsentiert! Der Kanadier Hibbert bietet ihn mit anderthalb Drehung an, landet also in Sprungrichtung, was den sicheren Stand zu einem Vabanquespiel macht. Und das Stehen nach einem Sprung ist heute mehr unumstößliches Gesetz als früher, da man noch ein Auge zudrückte, weil Schwierigkeit und eingegangenes Risiko alle Mittel heiligten und davon ausgegangen wurde: So etwas kann man sowieso nicht richtig stehen.

Dabei ist der „Vier-Sterne"-Tsukahara, wie viele andere Sprünge auch, noch längst nicht ausge-

Fotos von links nach rechts:



GEHOCKT

Diese Art des „Zusammenkauerns" gewährleistet den höchsten Drehimpuls während des Saltos.

GESTRECKT

Schwierig und am schönsten anzuschauen. Noch attraktiver, wenn nicht überstreckt.

GEBÜCKT

Saltobewegung in der Hüfte abgewinkelt, mit bis in die Zehenspitzen gestreckten Beinen.

GESPREIZT

Wie das der vielfache Weltmeister Juri Koroljow zeigt, ist dieser Seitwärtssalto ein gegrätschter „Kasamatsu".

schöpft. „Es gibt nur wenige Turner, die bei gestreckten Sprüngen, sagen wir, wie ein Bleistift durch die Luft fliegen", meint der Potsdamer ASK-Trainer und internationale Kampfrichter Heinz Neumann. „Die meisten überstrecken den Körper, was eine Art Marscherleichterung darstellt. Der Chinese Li Ning kann's noch am besten. Total gestreckt, verfällt er erst am Ende der Drehung ins Hohlkreuz."

Was ist am schwersten?

Hier müsse man wohl zwischen den schwierigsten und originellsten Sprüngen einen Unterschied machen, sagt der erfahrene Boris Schachlin. Schwierige gebe es eine ganze Menge. „Welche mit vier oder meinetwegen fünf Sternen. Aber die originellsten sind die, die noch gar nicht zu sehen waren und zum ersten Mal geturnt werden. Sie haben denn auch die Namen ihrer Erfinder bekommen – Yamashita und Tsukahara, Kasamatsu, Horide und Cuervo... Als Tsukahara 1970 Weltmeister wurde, war sein Sprung schwierig und originell, zwei Jahre später bei Olympia in München nur noch schwierig, weil jeder ihn kannte. So gewann der Leipziger Klaus Köste mit seinen komplizierten und passabel ausgeführten Sprüngen – einmal Handstütz-Überschlag mit anschließendem Salto vorwärts, das andere Mal mit ganzer Drehung – völlig zu Recht die Goldmedaille. Tsukahara ging leer aus. Dafür stellte er am Reck mit seinem sogenannten Mondsalto die atemberaubendste Originalität der ganzen Spiele vor!"

Schachlin erinnert sich, daß in München der Pole Andrzej Szajna einen Überschlag mit Salto vorwärts gebückt zeigte. „Das ‚gebückt' war wichtig, denn gehockt wäre er nicht mehr originell gewesen. Vor Originalität strotzte damals ein Engländer. Ich kenne nicht einmal mehr seinen Namen. Jedenfalls flog er vor dem Stütz mit einer Pirouette aufs Pferd. Doch mit einem simplen Überschlag machte er aus der zweiten Flugphase so etwas wie Fallobst. Krumme Beine und schlechter Stand dazu, kam er nicht mal auf acht Punkte. So hatte er zwar turnerische Zukunftsmusik gespielt, aber das immergrüne Woroninsche Postulat kannte er nicht: Sauber ist schwierig."

Kroll zum Beispiel

Daß der bei der Weltmeisterschaft '87 in Rotterdam mit Höchstnoten bedachte Cottbuser Silvio Kroll den derzeit schwierigsten Sprung in der Welt zeigt, ist nicht unumstritten. Im gleichen Atemzug wird auch der „Cuervo" – einmal gestreckt, das andere Mal mit ganzer Drehung – von DDR-Meister Ralf Büchner genannt. Olympiasieger Klaus Köste kennt noch einen anderen „Fall". Sein Freund Nikolai Andrianow, einer der besten Turner aller Zeiten, hatte ihm einmal erzählt, wovon er träume: „Vor seinem geistigen Auge lief ein Handstütz-Überschlag mit ganzer Drehung und anschließendem Salto vorwärts ab. Ein unglaublicher Sprung, den Andrianow bis Ende seiner Karriere nicht aufführungsreif machen konnte. Jetzt ist dieser Sprung zu besichtigen – beim DDR-Talent Jörg Behrend. Mit Hartnäckigkeit wird alles mal zur Reife gebracht."

Krolls nach Handstütz-Überschlag folgender Salto vorwärts gestreckt mit halber Drehung erhält seine außergewöhnliche Schwierigkeit vor allem durch die Art und Weise, wie der Cottbuser diesen Sprung zeigt. „Nämlich fehlerfrei", sagt Trainer Heinz Neumann. „Immer geschlossene Beine, totale Streckung des Körpers, bombensichere Landung. Er springt vielleicht nicht so hoch und nicht so weit wie sein Weltmeister-Kollege Lou Yun, aber der Chinese erreicht diese Virtuosität nicht, hat Probleme, seine Beine zusammenzuhalten. Das Prädikat für Krolls Sprung kann lauten: Alle Details absolut ausgeschöpft, besser geht's nicht."

Wohin noch?

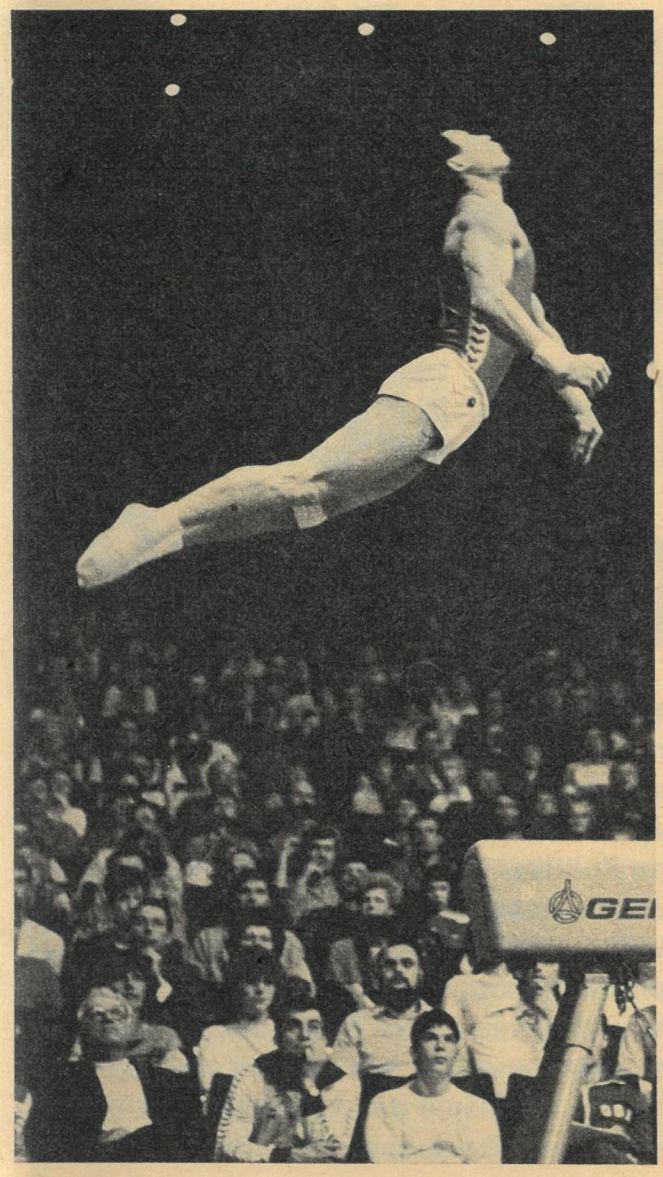
„Wenn du heute etwas ganz Neues zeigst, mußt du praktisch noch während des Sprungs darüber nachdenken: Und was für einen morgen? Videotechnik und Fernsehen haben vor allem im Turnen die Zeit so gerafft, daß das Neue von heute schon morgen nicht mehr neu ist. Jeder weiß vom anderen alles." Diese Aussage kann Trainer Heinz Neumann standhaft verteidigen: Den Ideen sind nach wie vor keine Grenzen gesetzt. Die Frage, wohin das alles noch führt, weiß niemand zu beantworten.

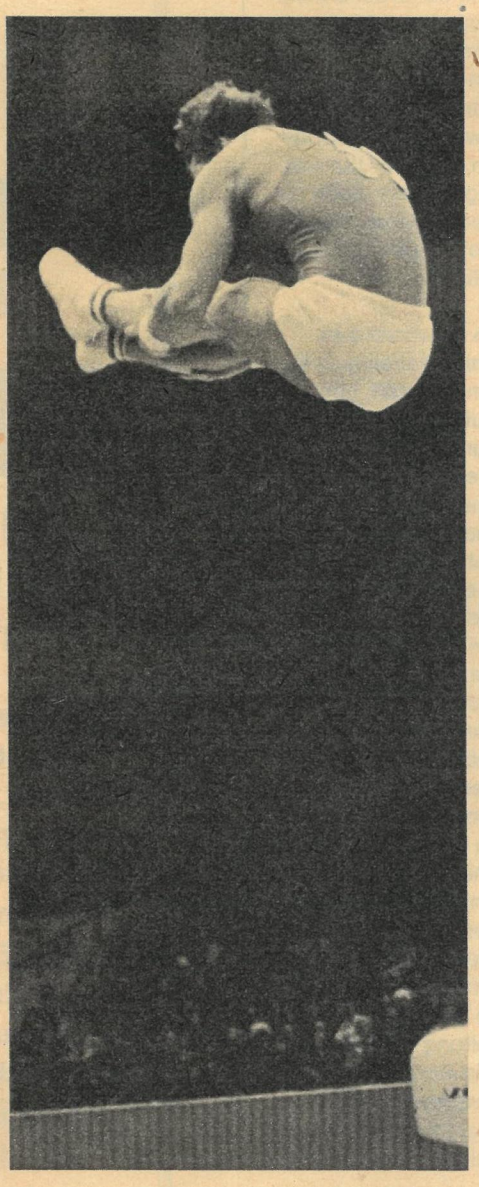
Wenn die Männer erst einmal wie Frauen behandelt werden und schon vorm Federbrett den Sprung einleiten dürfen, dann kommt auf uns zu, was ein sowjetischer Springer namens Lewenkow schon mal ausprobiert hat: mit Rondat und anderthalb Twist in den Stütz. Oder der Salto aufs Pferd Marke UdSSR. Oder was der sprunggewaltige Lou Yun (noch vergeblich) versuchte – den doppelten Seitwärtssalto. Und eines Tages wird womöglich mal die Frage gestellt, ob beim längst vollzogenen Wegfall des Fern- und Nahstützes die Länge des Pferdes noch vonnöten ist. Der Sprungtisch aus alten Zeiten täte es auch – oder ein Bock wie in der Schule.

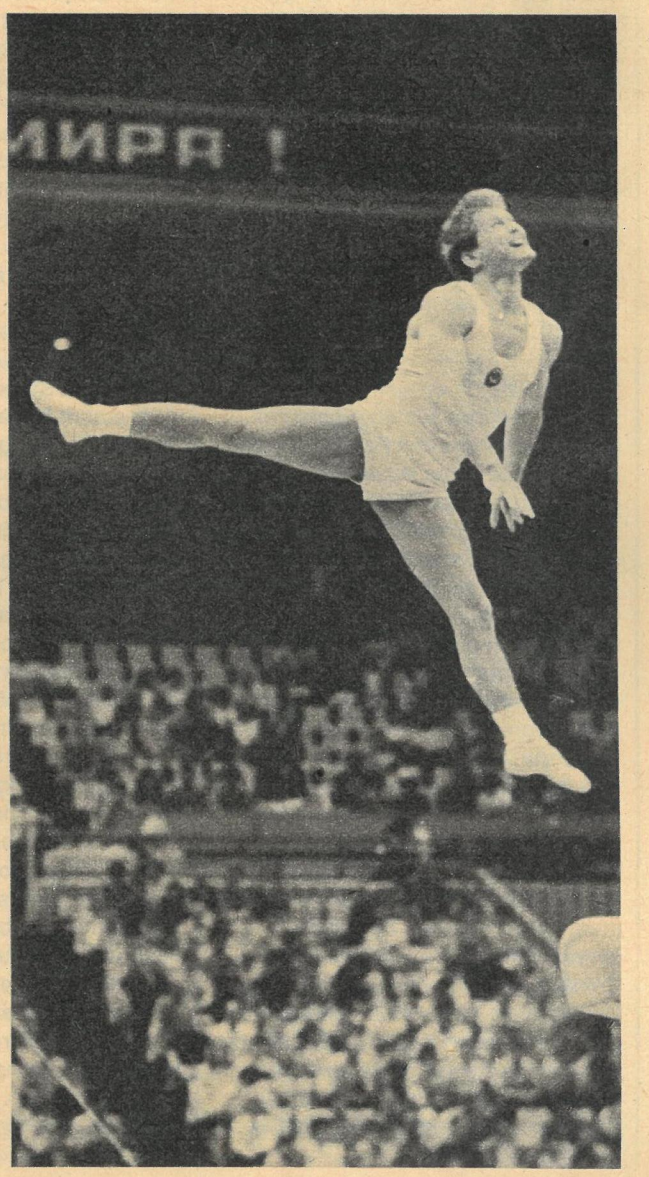
Die Männer fliegen eh nur durch die Luft...

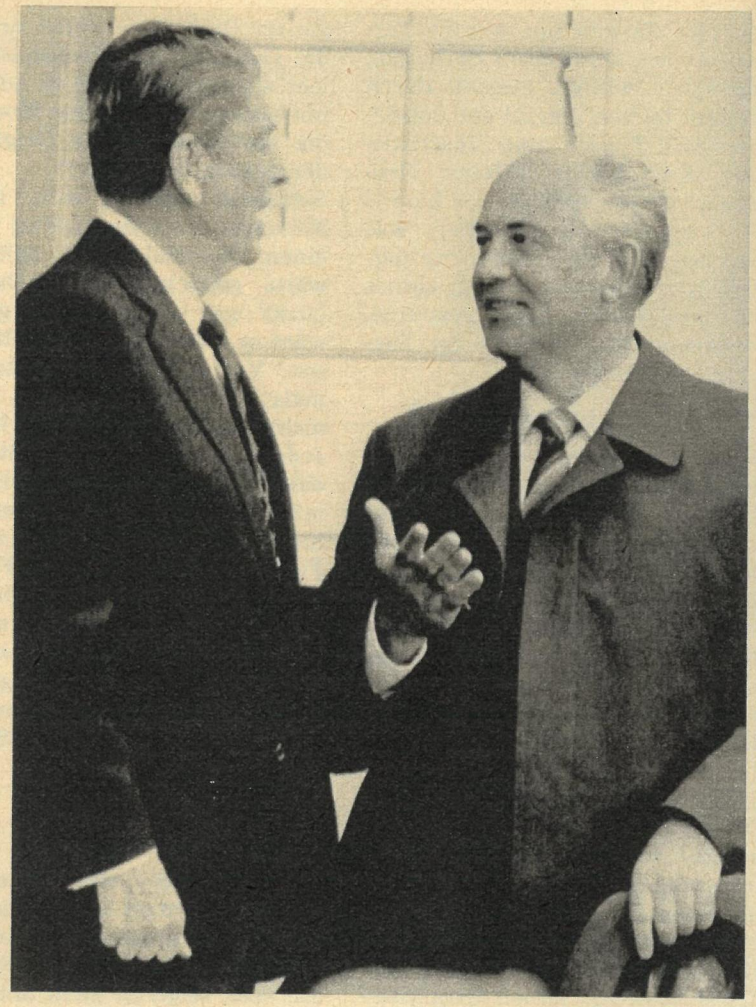
Hans Richard Vollbrecht, Karlheinz Friedrich

Fotos: Karlheinz Friedrich (7), ADN-Zentralbild









Aus dem jüngst in Moskau erschienenen Buch von Michail Gorbatschow

An der Schwelle eines neuen Zeitalters?

In diesen Tagen treffen sich in den USA der Generalsekretär des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, und der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Ronald Reagan. (Unser Foto: die beiden Politiker im Oktober 1986 in Reykjavik.) Anläßlich dieser Begegnung veröffentlicht FREIE WELT Auszüge aus dem Buch Michail Gorbatschows: „Umgestaltung und neues Denken für uns und für die ganze Welt", das unlängst in Moskau erschienen ist. Wir zitieren aus dem Kapitel über die Probleme der Abrüstung und die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen.

Einen großen Eindruck machte auf mich wie auch auf die anderen Mitglieder der sowjetischen Führung das Moskauer Forum „Für eine kernwaffenfreie Welt, für das Überleben der Menschheit" (vom 14.–16. Februar 1987 – die Redaktion). Wir erlebten unmittelbar die Stimmungen der Weltöffentlichkeit, ihre Besorgnis und Beunruhigung über das Schicksal von Reykjavik, darüber, daß die Sowjetunion bereits nach Reykjavik ihr einseitiges Kerntestmoratorium aufheben mußte, daß die Vereinigten Staaten den SALT-2-Vertrag unterliefen und den ABM-Vertrag gefährdeten. Wir alle machten uns sehr ernsthaft Gedanken und beschlossen, einen weiteren Schritt zu tun, um die Genfer Verhandlungen zu beleben und in der Abrüstung eine Wende zum Positiven zu erreichen. Ich meine die Herauslösung des Problems der Mittelstreckenraketen aus dem Paket.
Was aber ergab sich?

Wie schon nach Reykjavik setzte im Lager der NATO wiederum Tumult ein. Als Antwort auf unser erneutes Entgegenkommen gegenüber dem Westen begannen die atlantischen Regierungskreise für alle sichtbar von den Positionen abzurücken, die sie selbst so lange vertreten hatten. Sie fingen an, von ihrer eigenen Null-Lösung abzugehen beziehungsweise diese mit einer Reihe von Bedingungen zu verknüpfen. Das ging so weit, daß sie statt einer Reduzierung der nuklearen Arsenale in Europa vorschlugen, sie aufzustocken, nämlich mit amerikanischen operativ-taktischen Raketen nachzurüsten.
Wir bekamen auch solcherart Erklärungen zu hören: Der Westen würde den Vorschlägen der Sowjetunion schon Vertrauen schenken, wenn sie ihr politisches System veränderte und die westliche Gesellschaft als Muster übernähme. Das ist schon recht komisch …

Streng genommen war die Null-Lösung für Europa seinerzeit ein Vorschlag von Präsident Ronald Reagan. Das ursprüngliche Patent für diese Idee beansprucht Helmut Schmidt für sich. Er unterbreitete tatsächlich als erster diesen Vorschlag während seiner Amtszeit als Bundeskanzler der BRD. In Reykjavik fanden der Präsident und ich eine Lösung und entwikkelten sie praktisch bis zum Stadium eines Abkommens. Jetzt kann man ihm Leben einhauchen. Eine westdeutsche Zeitung schrieb, in der BRD gibt es Politiker, die ständig darauf bestehen, Gorbatschow beim Wort zu nehmen. Doch mit der Zustimmung zur Null-Lösung hat Gorbatschow selbst sie beim Wort genommen. Mögen sie nun beweisen, schrieb die Zeitung, daß sie keine Demagogie betrieben und mit der Unterbreitung ihrer Null-Lösung nicht darauf spekuliert haben, daß die Russen sie sowieso zurückweisen würden. Ich mußte lachen, als ich dies las, aber ich dachte so bei mir: Die Zeitung hat doch recht.

Zu lösen war auch das Problem der operativ-taktischen Raketen. Wir sind für ihre Beseitigung. Doch was geschah? Im April 1987 kommt George Shultz nach Moskau und fängt an, uns überzeugen zu wollen, daß die USA das Recht zum Nachrüsten haben müßten – eine bestimmte Anzahl Raketen dieser Klasse zu erwerben, bis die Sowjetunion sie vollständig beseitigt haben würde. Eine irgendwie undenkbare Logik. Logisch wäre es doch genau umgekehrt! Wir beseitigen die aus der DDR und der ČSSR abgezogenen Raketen kürzerer Reichweite, und dann sind wir bereit, auch die verbliebenen Raketen dieser Klasse zu vernichten. Aber als wir diesen Vorschlag unterbreiten, fängt man in der NATO an, um ihn herumzugehen wie die Katze um den heißen Brei. Die Geschichte wiederholt sich.
Das hat uns jedoch nicht entmutigt. Nachdem wir uns die im Frühjahr und zu Beginn des Sommers 1987 bei den Genfer Verhandlungen eingetretene Situation durch den Kopf gehen ließen und horchten, was die Öffentlichkeit sagte, und zwar nicht nur die in Europa, sondern auch in Asien, taten wir einen weiteren großen Schritt. Am 22. Juli 1987 erklärte ich im Namen der sowjetischen Führung, daß die UdSSR bereit ist, in die Vernichtung aller ihrer Mittelstreckenraketen auch im asiatischen Teil des Landes einzuwilligen, das heißt, die Frage der Beibehaltung jener einhundert Sprengköpfe auf Mittelstreckenraketen zurückzuziehen, über die der USA-Präsident und ich uns in Reykjavik geeinigt hatten und von denen später auch bei den Genfer Verhandlungen die Rede war. Unter der Bedingung, natürlich, daß die USA dasselbe tun. Beseitigt werden auch die operativ-taktischen Raketen. Kurzum, die Sowjetunion ist zu einer globalen Null-Lösung bereit.

Wir können reinen Gewissens sagen: Die Sowjetunion hat alles in ihren Kräften Stehende getan, um dem ersten bedeutenden Abkommen über die Beseitigung nicht einer, sondern zweier Klassen von Kernwaffen Leben einzuhauchen.
Aber wie viele Hindernisse wurden und werden aufgetürmt, um eine Übereinkunft zu behindern. Durch was für einen Wald von Sperren muß man sich Bahn brechen, damit der gesunde Menschenverstand über den nuklearen Wahnsinn die Oberhand gewinnt. Urteilen Sie selbst.
Was mußten wir hören, als wir den zwei Null-Lösungen zustimmten? Daß auf dem Territorium der BRD 72 Pershing-1a-Raketen verbleiben würden und die entsprechende Zahl amerikanischer Kernsprengköpfe zu diesen Raketen verbleiben müßten. Also, alles über den Haufen geworfen, sowohl den kernwaffenfreien Status der BRD als auch den Vertrag über die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen und das Prinzip der Gleichheit der Seiten. Was nun, wenn sich bei einer derartigen Konfiguration die DDR, die Tschechoslowakei oder Polen an uns

wenden und darum ersuchen würden, ihnen ein Gegengewicht zum amerikanisch-westdeutschen Nuklearraketenkomplex zu liefern? Was wäre dann? Sich mit der Situation abfinden, daß das Wettrüsten, in einer Richtung gestoppt, sich einen neuen Weg bahnt?

Ich sagte zum Außenminister der USA: Glauben Sie wirklich, daß wir so schwach sind, daß wir bereit sind, Ihre Regierung endlos zu hofieren? Oder meinen Sie, daß wir mehr an der Entwicklung der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen interessiert sind und für die amerikanische Seite demnach in dieser Richtung nichts zu tun ist? Wenn dem so ist, dann ist das eine Illusion, eine äußerst gefährliche Illusion. Ich sage dies unumwunden, ohne diplomatischen Schmus. Die Welt ist der Spannungen überdrüssig. Die Menschen haben ungeduldig darauf gewartet, daß sich die Chance bieten würde, die Lage zu gesunden und die Kriegsgefahr zu verringern. Die Sowjetunion hat beispiellose Zugeständnisse gemacht, damit sich eine solche Chance bietet. Würde diese Chance vertan, hätte das Konsequenzen für die ganze Weltpolitik.

Es stellt sich die Frage, warum wir, die Sowjetunion, es eigentlich so eilig in dieser Angelegenheit haben. Müssen wir doch mehr Mittelstreckenraketen vernichten als der Westen, und bei den operativ-taktischen Raketen ist ein ähnliches Bild. Wer treibt uns? Zur Eile treibt uns nur eins: die klare Einsicht in die Notwendigkeit, etwas zu unternehmen, einen realen Schritt zu tun, um vielleicht langsam, vielleicht in Abhängigkeit davon, wie sich die konkreten Bedingungen gestalten werden, aber trotzdem den Prozeß der Abrüstung einzuleiten.

Es ist erforderlich, bei allen Verhandlungen und auf allen Foren Lösungen für die brennenden Probleme zu finden, vor allem bei den Genfer Verhandlungen. Wir schenken ihnen allergrößte Beachtung. Ich meine, den Lesern ist gewiß bekannt, was wir getan haben, um dort Fortschritte zu erreichen.

Wir wollen nicht einfach so Gespräche führen. So manchem in den USA genügt – und ich muß dies offen aussprechen, daß es schlicht heißt: die Verhandlungen laufen. Aber man muß sich bei ihnen auf etwas zubewegen, damit es Fortschritte gibt, damit wir zu einer Übereinkunft gelangen, damit letztlich das sowjetische und das amerikanische Volk, die ganze Welt durch die Genfer Übereinkünfte Lösungen brennender Probleme erhalten, die es gestatten, die nukleare Bedrohung aufzuheben und den Weg der Abrüstung einzuschlagen.

Das ist unser Bestreben. Wenn die Verhandlungen als Deckmantel genutzt werden, um die Fortsetzung aller Militärprogramme und das Aufblähen der Rüstungshaushalte zu verschleiern, dann sind wir dagegen, entschieden dagegen. Ein derartiges Vorgehen ist unakzeptabel.

Natürlich ist es nicht leicht, die Grundsätze zu verändern, auf denen sich 50 Jahre lang die Beziehungen zwischen Ost und West gestalten. Aber das Neue klopft buchstäblich an alle Türen und Fenster. Wir, die heutige Politikergeneration, müssen dem Gehör schenken. Leider befinden sich viele Politiker immer noch im Banne alter Komplexe und Stereotypen. Die Zeit der Entscheidung ist gekommen. Wir alle stehen im Examen in gutem Willen, politischer Kühnheit und der Vernunft. Es ist klar, daß die erfolgreiche Lösung der mit den Mittelstrecken- und operativ-taktischen Raketen zusammenhängenden Probleme auch Bedeutung und wichtige Konsequenzen für den gesamten Abrüstungsprozeß haben wird. Sie würde zu einem Faktor des Vertrauens werden, an dem es so sehr mangelt.

Natürlich werden wir die Verhandlungen über strategische Waffen und über ihre Reduzierung weiterführen. Zwischen den USA und der UdSSR besteht ein annäherndes Gleichgewicht, eine Parität im Hinblick auf die Stärke und das Potential der strategischen Kräfte. Von amerikanischer Seite habe ich wiederholt zu hören bekommen, die USA sähen eine besondere Gefahr von seiten unserer interkontinentalen ballistischen Raketen. Wir indes sehen von amerikanischer Seite eine größere Bedrohung durch U-Boot-gestützte ballistische Raketen, da diese weniger verwundbar, ebenfalls mit Mehrfachsprengköpfen ausgestattet und sehr genau sind. Wir sehen eine Bedrohung auch von seiten der zahlreichen Militärstützpunkte rings um die UdSSR. Dennoch besteht zwischen uns strategische Parität. Wenn daher heute im Rahmen der derzeitigen Struktur und Anzahl der strategischen Offensivwaffen das strategische Gleichgewicht gewährleistet ist, dann würde bei einer 50prozentigen Reduzierung das Gleichgewicht erhalten bleiben, allerdings auf niedrigerem Niveau. Und das ändert die Situation. Haargenau dies schlug ich Präsident Reagan in Reykjavik auch vor, nämlich die ganze Triade und jeden ihrer einzelnen Teile um die Hälfte zu reduzieren. Das wäre dann schon eine riesengroße Errungenschaft.

Und selbstverständlich muß der ABM-Vertrag eingehalten werden.

Was SDI anlangt, so sind wir keineswegs gegen Forschungsarbeiten im Rahmen von Laboratorien, Instituten, Herstellerbetrieben und Erprobungsstellen. Dieser unser Vorschlag berücksichtigt im wesentlichen jene fünf bis acht Positionen der Vereinigten Staaten in ihrem Herangehen an SDI. Sollen sich die Fachleute zusammensetzen, diskutieren und festlegen, welche Elemente im Weltraum stationiert werden können und welche nicht. Unsere Kompromißgedanken bieten eine gute Lösungsmöglichkeit.

Die Sowjetunion hat viele Schritte unternommen, um eine neue Situation herbeizuführen und neue Möglichkeiten zu schaffen, die den sowjetisch-amerikanischen Beziehungen, ihrer Verbesserung Dynamik verleihen sollen. Nicht eine der früheren Administrationen in den letzten Jahrzehnten hatte derartige Chancen, etwas für die Verbesserung der Beziehungen zur UdSSR zu tun. Und? Nichts! Außer der Übereinkunft, ein Abkommen über Mittelstrecken- und operativ-taktische Raketen zu schließen, bislang nichts.

Aber die Zeit drängt. Wir sind überzeugt: entweder kommen wir zu einer Übereinkunft, oder es wird nichts, und es bleibt nur übrig, Reisig in das schwelende Feuer zu werfen, damit die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen nicht gänzlich einschlafen.

In unserer Politik haben wir die notwendigen Schritte mit der Maßgabe getan, sie von ideologischen Vorurteilen zu befreien. Auch der Westen muß dies tun. In erster Linie muß er von dem Irrglauben abkommen, die Sowjetunion brauche die Abrüstung mehr als der Westen, man brauche nur Druck auf uns auszuüben, und wir werden schon das Prinzip der Gleichheit aufgeben. Das wird niemals eintreten.

Schauen Sie: Alle sowjetischen Vorschläge, wie gründlich man sie auch untersucht, sehen Gleichheit und Parität in allen Etappen vor. Das gilt für die Kernwaffen, die konventionellen und chemischen Waffen, gilt für die geographische Region– den Osten, den Westen, für Europa, Amerika. Wir arbeiten unsere Vorschläge sorgfältig durch und gehen davon aus, daß kein einziges Land seine Zustimmung zum Schaden seiner Sicherheit geben würde. Es gäbe kein Vorwärtskommen.

Wenn wir unsere Vorschläge bei Verhandlungen, zum Beispiel bei den Genfer Verhandlungen oder andernorts unterbreiten, gehen wir stets davon aus, daß wir, würden wir nur die Interessen der Sowjetunion und nicht auch die Interessen des Partners berücksichtigen, keinen Vertrag zustande bringen würden. Dazu fordern wir auch die amerikanische Seite auf, sich uns gegenüber ebenso zu verhalten. Denn wir werden keine Überlegenheit, keine Beeinträchtigung unserer Sicherheit zulassen. Wir wollen aber auch nicht der Sicherheit der USA schaden. Wenn beide Seiten so vorgehen würden, wären durchgreifende Fortschritte in allen Richtungen der sowjetisch-amerikanischen Zusammenarbeit möglich.

Natürlich können wir die nächste Administration abwarten. Aber wir würden es bevorzugen, uns schon mit der jetzigen zu einigen. Zwischen ihr und uns ist ein bestimmter Anfang gemacht, bestehen persönliche Beziehungen, herrscht ein bestimmtes Maß an Verständnis. Wir halten es für sehr wichtig, eine normale Atmosphäre zu schaffen, in der es möglich wäre, schließlich den Schritt zu einer Übereinkunft zu tun…

Ich weiß, es werden so allerlei Mutmaßungen bezüglich des Verhältnisses der sowjetischen Führung zu Präsident Ronald Reagan angestellt. Ich habe meine persönlichen Eindrücke vom Präsidenten. Wie auch immer, jedenfalls habe ich schon zwei Begegnungen mit ihm gehabt und viele Stunden mit ihm gesprochen. Zwischen dem Präsidenten und mir, denke ich, ist bei allen Schwierigkeiten ein ernster Dialog im Gange. Manchmal sagen wir einander unangenehme Dinge. Wir sprechen selbst in der Öffentlichkeit darüber, und das sehr scharf. Ich meinerseits möchte sagen: Wir werden unsere Bemühungen fortsetzen. Wir werden nach Zusammenarbeit, nach ersprießlichen Verhandlungen mit jedem Präsidenten, mit jeder Administration suchen, die das amerikanische Volk wählt. Es ist Sache der Amerikaner, wen sie wählen: einen Demokraten oder einen Republikaner. Wir werden, ich wiederhole, mit jeder Administration zusammenarbeiten, die das amerikanische Volk mit der Führung des Landes betraut. Und ich denke, so und nur so ist in allen Fällen zu verfahren. Auch die amerikanische Seite muß in dieser Weise vorgehen. Sollen die Amerikaner bei sich in Amerika doch so leben, wie sie wollen, und wir werden in der Sowjetunion leben, wie wir wollen. Lassen Sie uns auch die Politiker nicht in beliebte und nicht beliebte, geschätzte und nicht geschätzte einteilen. Es gibt Realitäten, und mit den Realitäten muß man rechnen. Sonst schlägt Politik in Improvisation, Schaumschlägerei und Unberechenbarkeit um. In der Politik darf man die Dinge nicht so angehen, erst recht nicht in den Beziehungen zwischen solchen Staaten, wie es die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion sind. Das ist eine äußerst ernste Angelegenheit.

Sehr wichtig ist, daß sowohl die Sowjetunion als auch die Vereinigten Staaten von der Überzeugung ausgehen: Wir müssen miteinander reden, müssen lernen, in Frieden zu leben. In Zukunft erwartet sowohl die Sowjetunion als auch die Vereinigten Staaten eine große Arbeit von historischer Tragweite. Allein vermag diese Arbeit keins unserer Länder zu bewältigen. Ich meine das Kardinalproblem unserer Zeit – die Abwendung der Gefahr des Untergangs der Menschheit in einem Nuklearkrieg. Wenn diese Arbeit erfolgreich verrichtet wird, dann läßt sich ein Aufschwung der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen vorhersehen, sozusagen das „goldene Zeitalter", das für die UdSSR und für die USA, für alle anderen Länder, für die gesamte internationale Gemeinschaft zum Segen würde.

Für FREIE WELT ins Deutsche übertragen von Adi Kodym

Foto: ADN-Zentralbild

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 24

DIE ERSTEN SCHR

Am Tag, als die letzten Schüsse fallen, kehrt ein Mann in seine Vaterstadt Berlin zurück: „Bald wußte ich in dem Ruinengewirr nicht mehr, wo wir waren. Schließlich kamen wir doch an die Spree. Aber keine der Brücken war passierbar... Ausgebrannte Panzer und verkohlte Leichen (versperrten) die Friedrichstraße und die Weidendammer Brücke... Inmitten der Leichen lag ein Pferdekadaver, aus dem sich hungrige Menschen Fleischstücke herausschnitten... Nicht weit davon kroch ein deutscher Soldat durch die Trümmer... und redete irres Zeug."

Der Heimkehrer kommt aus Moskau und heißt Otto Winzer. Seine Partei hat ihn geschickt. Später wird er Außenminister der DDR.

Von 1562000 Wohnungen sind nur 370000 unbeschädigt. Vernichtet sind 122 von 166 Straßenbrücken, 20000 von 22730 Klassenräumen, 24000 von 33000 Krankenhausbetten, 378 von 416 Turnhallen. Von etwa 100000 Straßenlaternen brennt nicht eine einzige. Heil überstanden haben den Krieg 93 Straßenbahnwagen, 45 U-Bahn-Waggons, 18 Omnibusse.

Und die Menschen, die noch einmal davongekommen sind?

„Man sah die Menschen wie die Irren laufen", schreibt Erika Steinmeier, Schülerin der 32. Volksschule im Stadtbezirk Prenzlauer Berg, ein Jahr danach in einem Aufsatz. „Einer wollte immer mehr haben als der andere... Sie rissen sich gegenseitig alles aus den Händen. Am schlimmsten war es in den Lebensmittelgeschäften. Die Menschen benahmen sich wie die Bestien... Es war, als wenn sie den Verstand verloren hätten. Endlich machten die Russen dem schändlichen Treiben ein Ende."

Auf dem Straßenbahn-Betriebshof Britz werden zwei gefallene Rotarmisten begraben. Am Tag darauf die erste Belegschaftsversammlung. Der bisherige Leiter, ein wilder Nazi, SA-Sturmführer, versucht, als ob nichts geschehen sei, den Chef zu spielen. 356 Mitarbeiter quittieren sein anbiederndes Geschwafel mit eisigem Schweigen. Aber keiner ist da, der ihm ins Wort fällt.
Aus einem Hinterhalt erschießen „Hitlerjungen", die sich „Werwölfe" nennen, im befreiten Friedrichshain drei Antifaschisten. Nur einer der Täter wird gefaßt.
Räuber, Diebe, Heuchler, Mörder. Und sonst niemand?
Irgendwo in Pankow finden sich ein paar Männer zusammen. Sie nennen sich antifaschistisches Volkskomitee. Sie besitzen keine Autorität und keinerlei Machtmittel. Aber sie sind entschlossen, die Hände nicht in den Schoß zu legen. Deshalb rufen sie die anderen Überlebenden auf, Lebensmittelvorräte vor Plünderern zu schützen, Einwohner und Wohnräume zu zählen, Straßen vom Schutt zu säubern, herumliegende Waffen einzusammeln, Tierkadaver zu vergraben. Sie hoffen, daß die anderen auf sie hören.
Solche, die niemand aufrütteln muß, gibt es überall. Einer von ihnen, der Kommunist Fritz Kunze, hat sich nach Jahren erinnert, wie es in Kaulsdorf anfing: „Es gab keine Lebensmittelkarten und schon gar keine organisierte Zuführung von Nahrungsmitteln... Herrenlose Pferde wurden eingefangen und im Auftrag der Bürgermeisterei von dem Schlächtermeister Grahlke... geschlachtet. Das Fleisch wurde von uns an die Bevölkerung ausgegeben, und zwar gegen Abgabe der von der Bürgermeisterei angefertigten und ausgegebenen Rationskarten... Aber sicher wären viele verhungert, wenn nicht die durchziehenden Kolonnen der Roten Armee den Einwohnern Brot gegeben hätten."
Wie lange kann sich eine Millionenstadt von herrenlosen Pferden ernähren? Das Oberkommando der Roten Armee ernennt Generaloberst Bersarin, Oberbefehlshaber der 5. Stoßarmee, zum Stadtkommandanten, und am nächsten Tag, das ist der 25. April, befiehlt ihm die Regierung der UdSSR, Lebensmittel für die Bevölkerung nach Berlin zu schaffen.
Über dem Kinderkrankenhaus Lindenhof im Stadtbezirk Lichtenberg weht die weiße Fahne. Seit Tagen haben die kranken Kinder keine frische Milch mehr bekommen. Dann sind die ersten sowjetischen Panzer da. Ein Leutnant sieht sich im Krankenhaus um und geht wieder. Nach einiger Zeit kommt er zurück: mit drei Milchkühen und einem Rotarmisten, den er zum Melken abkommandiert.
Major Gusjew ist der erste Ortskommandant von Niederschönhausen, der erste Bürgermeister Dr. med. Johannes Kupke. Sie treffen sich jeden Tag. Dr. Kupke erinnert sich: „Die erste Frage war Brot. Mehl und Kohlen besorgte uns die Rote Armee. Unsere Bäckereien nahmen die Arbeit wieder auf... Nach Möglichkeit wurden auch Kartoffeln und das sehr knappe Fleisch herangeschafft. Die Transportmittel wurden von

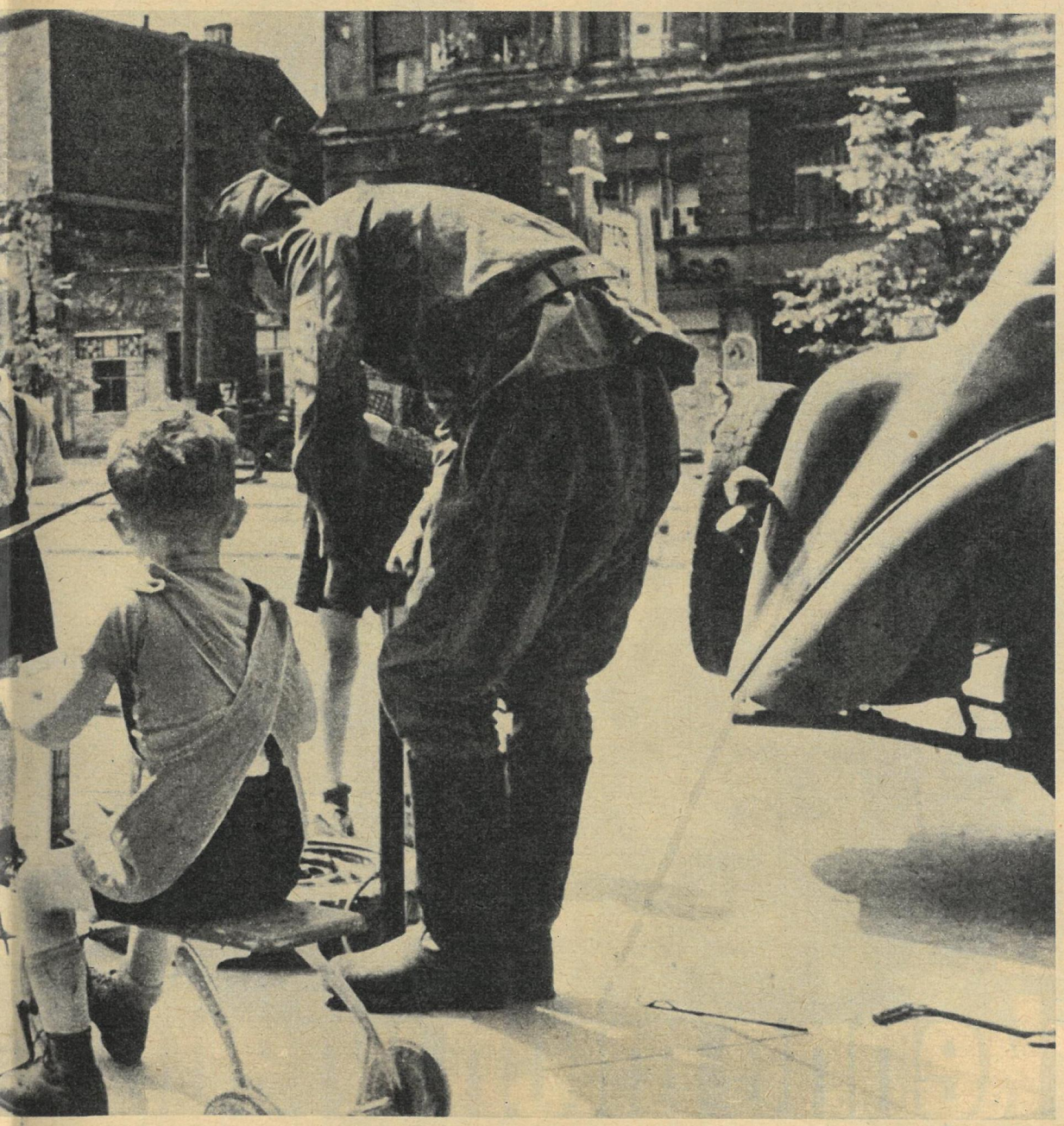
Berlin im Frühjahr 45: Erste Bekanntschaft

RITTE

Unter den Linden: Schwerer Anfang

der Roten Armee gestellt... Am ersten Sonntag nach der Besetzung war im Brose-Park ein Volksfest... Eine sowjetische Militärkapelle spielte zum Tanz. Die Sonne schien, es herrschte eine frohe Stimmung. Plötzlich erschienen deutsche Flieger und warfen Bomben. Wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt."

150 Mark für ein Pfund Schmalz: das erste Angebot auf dem schwarzen Markt in Weißensee. Der sowjetische Ortskommandant ernennt einen alten Genossen der KPD zum Kriminalkommissar. Der sucht und findet sieben andere, die mitmachen. Woher kommt das Schmalz? Die neue Kripo, ohne jede Erfahrung, aber nicht naiv, besucht den Juwelier Schütz, Berliner Allee 26, heute Klement-Gottwald-Allee. Schütz glaubte bis zuletzt an seinen Führer und an den Endsieg. Für alle Fälle legte er sich aber doch eine eiserne Ration beiseite: zentnerweise Schmalz, Butter, Speck, eine Wagenladung Konserven, ein paar tausend Flaschen Wein und Schnaps. Und zu guter Letzt als Notgroschen eine Kiste voller Schmuck und Uhren.



Frauen ziehen durch die Straßen von Wittenau. Manche tragen rote Kopftücher, über ihren Köpfen flattert eine rote Fahne. Sie singen, ein wenig unsicher, ein wenig trotzig. Zum ersten Mal seit dreizehn Jahren. Es ist der 1. Mai 1945. Die westlichen Alliierten beschweren sich beim Oberkommando der Roten Armee über die Fahne und die Kopftücher.

Auf alles ist der neue Bürgermeister von Treptow gefaßt, auf Obdachlose, auf Seuchen, auf „Werwölfe", auf jedes Unglück und Elend, nur nicht auf die alten Leute, die sein provisorisches Büro belagern. Sie haben kein Geld: die Renten und Pensionen für April sind nicht mehr gezahlt worden. Jeder bekommt 50 Mark Vorschuß, Anfang Mai gibt es die fällige Rente.

Kaum im ungewohnten Amt des Bürgermeisters von Friedrichsfelde, steht der Kommunist Willi Banaschak ratlos vor ein paar jungen Leuten. Die wollen heiraten, und der Bürgermeister soll sie trauen. Wie macht man das? Darf er das überhaupt? Aber wer, wenn nicht er? Also stellt Banaschak die bekannte Frage, die mit Ja beantwortet wird. Die Urkunden entwirft ein ehemaliger Standesbeamter. Natürlich muß ein Stempel auf jede Urkunde. Nach langem Suchen findet sich einer ohne Hakenkreuz: in der Mitte ein Ochsenkopf, drumherum die Inschrift „Magerviehhof Berlin". Banaschak weiß sich zu helfen, verdreht den Stempel beim Aufdrücken, Schrift und Ochsenkopf verwischt, den jungen Leuten ist es recht.

Dies alles, Plünderung und Mord, Schwarzmarktgeschäfte und Maifeier, Pferdeschlächterei und Hochzeit, Vorschuß für Rentner und russisches Brot für Deutsche, die längst nicht alle wissen, ob sie nun besiegt oder befreit sind, dies alles, die letzte Angst und die ersten Schritte in die neue Zeit, dies alles geschieht, während ein paar Kilometer weiter in der Reichskanzlei die Geschlagenen, die niemand befreien will, noch in ihren Bunkern hocken, während in jeder Stunde dieser letzten Tage des Krieges Rotarmisten fallen, die einen weiten Weg hinter sich haben.

Fotos: Archiv

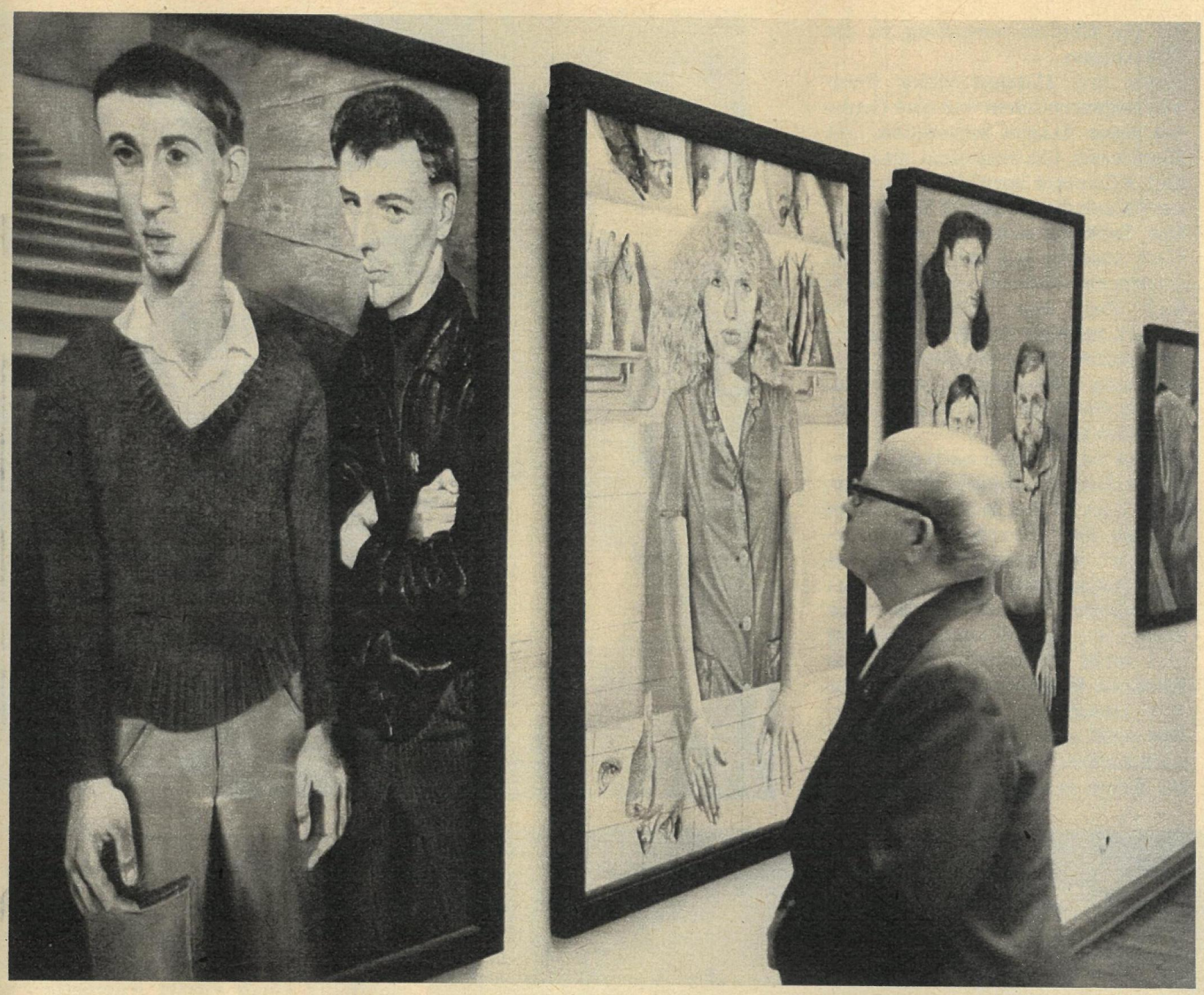
Ich erkenne mich wieder

Professor Nikolai Bernikow vor seinem Porträt (ganz rechts unten) und vor Bildern Norbert Wagenbretts (oben) in der X. Kunstausstellung. In Berlin besuchte er den Maler Professor Heinrich Tessmer (rechts). Professor Bernikow ist heute Mitarbeiter der Gedenkstätte Krasnogorsk bei Moskau, wo im Juli 1943 das Nationalkomitee Freies Deutschland gegründet wurde.

Der Mann auf dem Bild und der Mann, der vor dem Bild steht, sie sehen sich ähnlich. Der eine blickt prüfend, skeptisch, eine Winzigkeit spöttisch, sehr wach über die Tasse hinweg, die er mit beiden Händen hält. Man weicht diesem Blick nicht so schnell aus, wenn man ihm einmal begegnet ist. Der andere, wie der auf dem Bild in Anzug und Krawatte, ist still amüsiert und sagt, ja, ja, durchaus, aber so ernst wollte er mich doch gar nicht malen, gut, er hat mich eben so gesehen, ich erkenne mich wieder.

Die erste Begegnung des Mannes mit seinem Porträt findet an einem Herbstfreitag im Dresdner Albertinum statt, in der X. Kunstausstellung, kaum bemerkt von anderen Besuchern. Einige schauen aber doch ein zweites Mal auf das Schild, das den Maler und den Titel nennt: Heinrich Tessmer. Professor Bernikow (Kulturoffizier der Roten Armee). Kein äußerliches Attribut auf dem Bild weist hin auf das, was der Mann einst war. Man muß ihn danach fragen. Professor Nikolai Bernikow erzählt in gutem Deutsch, meist von denen, die mit ihm waren, nur knapp von sich.

Sechzig Häuser zählt das Dorf Lena im Archangelsker Gebiet oben im Norden, wo er auch dieses Jahr im Urlaub wieder Pilze gesammelt hat. Als er 1908 dort geboren wurde, waren es dreißig Häuser, zweihundert Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt. Die legt der junge Lehrerstudent auf Skiern zurück, wenn er in den Winterferien nach Hause kommt. Er unterrichtet erste und dritte Klassen und will eigentlich Mathemati-



ker oder Physiker werden. Die Leningrader Universität nimmt ihn auf, aber anders, als er sich das vorgestellt hat. Arbeiter- und Bauernkinder an die Philologische Fakultät, bestimmt der Komsomol, keine Widerrede. Wechsel von den Naturzu den Sprachwissenschaftlern in alphabetischer Reihenfolge. Auch im russischen Alphabet folgt das B gleich auf das A. Doch der Widerspruchsgeist des Komsomolzen Bernikow ist gut entwickelt. Das läßt er mit sich nicht machen. Ein alter Bolschewik überzeugt ihn. Er hat Argumente. Ehe der Student Bernikow die ersten Vokabeln büffelt, hat er fürs Leben gelernt: Anweisen ist bequem, Überzeugen mit guten Gründen mühsam und wirkungsvoll.

Er studiert die deutsche Sprache und ihre Mundarten, lernt das Alt- und das Mittelhochdeutsche, weiß noch heute ganze Passagen seiner ersten fremdsprachigen Lektüre, August Bebels „Aus meinem Leben“, auswendig, promoviert über Wandlungen im Wortschatz der Wolgadeutschen nach der Oktoberrevolution. Er will friedlich arbeiten und muß in den Krieg. Der Germanist Major Bernikow leistet aufklärerische Arbeit unter deutschen Soldaten und Kriegsgefangenen, ist Verbindungsmann zum Nationalkomitee Freies Deutschland, arbeitet mit Erich Weinert an der Leningrader Front und mit Willi Bredel vor Kiew, begleitet Bernt von Kügelgen zu Agitationseinsätzen in die Schützengräben.

Den Neuaufbau in Deutschland unterstützt er jahrelang als stellvertretender Chefredakteur der „Täglichen Rundschau“. Er spricht mit Hochachtung und Freundschaft von den deutschen Kollegen und Genossen, mit denen er jung gewesen ist und denen er geholfen hat, ihren Weg zu finden. Er hat ihnen vertraut und Verantwortung übertragen, als Vertrauen nicht immer leicht sein mochte. Er erinnert sich an alle, fragt nach vielen. Kommt er in die DDR, ist seine Zeit knapp bemessen. Besuche bei alten Freunden sind zu machen. Und im Februar auch noch diese drei Sitzungen im Atelier von Heinrich Tessmer: Das Ministerium für Kultur hat bei bildenden Künstlern der DDR eine Galerie sowjetischer Kulturoffiziere angeregt und in Auftrag gegeben. Das Porträt Nikolai Bernikows ist als erstes fertig geworden. Ein bißchen zu ernst findet sich das „Modell“ dargestellt: Wir haben doch spätestens bei der zweiten Sitzung unseren gemeinsamen Sinn für Humor bemerkt.

Constanze Treuber (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

☆ Technisches Denkmal

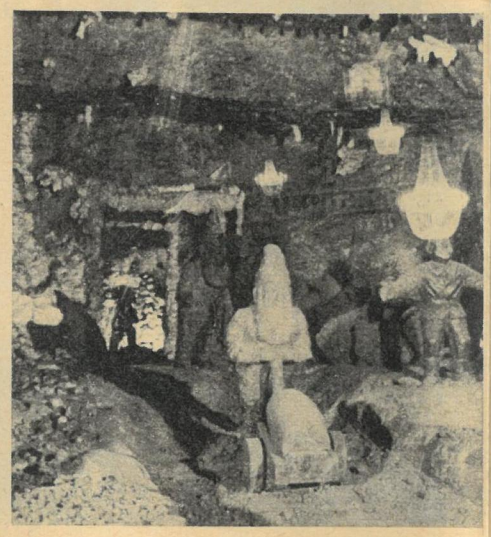
Tätigkeit ist das Salz des Lebens. Auf das kleine südpolnische Wieliczka, dem ein Dokument aus dem Jahre 1289 Stadtrecht zubilligt, trifft eher zu, daß Salz Tätigkeit und Leben ist. Alles Irdische hier stellte sich völlig auf das Unterirdische ein. Bereits im 11. Jahrhundert wurde der hohe Salzgehalt des Brunnenwassers bemerkt. Man grub in der Erde, denn das Salz macht bekanntlich den Geschmack, und auf den war man gekommen. Anfangs bediente man sich weiter des Wassers und der Brunnentechnik, um das Salz ans Tageslicht und über großen Feuerstellen aus der Lösung zu holen. Später klopfte und meißelte man sich ins Gestein, beförderte die Ausbeute auf dem Rücken und über von Hand und Pferden betriebene Räder. Die Technik unserer Zeit, neue Verfahren zum Lösen des Salzes machten inzwischen manches leichter. Bis heute förderten etwa dreihundertfünfzig Bergleute verschiedenfarbige Salze. Zur Freude der Wieliczka-Reisenden, die sie als Speise- oder Badesalz, zu Halsketten gefädelt oder als Stücke für die Gesteinssammlung in die Welt trugen.

Unter den Händen vieler Bergmannsgenerationen war eine Grube mit neun Etagen entstanden, mit Korridoren, die insgesamt dreihundert Kilometer lang sind, mit rund zweitausendvierhundert Kammern. Das Salzbergwerk, das eine Ost-West-Ausdehnung von sieben Kilometern hat und sich von Nord nach Süd über einen Kilometer erstreckt, bereitet den Kartographen erhebliche Schwierigkeiten. Wie soll man übersichtlich zeichnen, was so verzweigt über- und nebeneinander liegt?

Der bis heute älteste noch produzierende Industriebetrieb Polens gehörte vom 13. bis zum 17. Jahrhundert zu den „Krakówer Salzbergwerken", die immerhin ein Drittel des Staatssäckels füllten. Das hat die Könige im fünfzehn Kilometer entfernten Wawel sicher gefreut und nicht schlecht genährt. Die Knappen freilich blieben namenlos und fristeten ein Hungerdasein. Wer weiß, ob man von ihnen nicht noch Steuern eingetrieben hätte für die Arbeit in salzhaltiger Luft, wären die Mediziner schon früher dahintergekommen, daß man hier gesund lebt. Seit über zwanzig Jahren befindet sich auf dem Gelände ein Sanatorium für Asthma- und Allergiekranke. Sie begeben sich zur Behandlung einen viertel Kilometer unter die Erde.

Seit mehr als zweihundertfünfzig Jahren kommen auch Schaulustige, um die Stollen aus früheren Jahrhunderten zu bestaunen. Die „Touristentrasse" führte bis heute durch die ersten drei Sohlen, die ältesten mit den meisten Sehenswürdigkeiten. In Salz gehauene Kapellen und Skulpturen, einzigartige Holzstützkonstruktionen, ein großer prächtiger Saal, von den Bodenfliesen bis zu den Kristallkronleuchtern ganz aus Salz gemacht. In ihm steht der kunstvolle Altar für die Heilige Kinga, die Schutzpatronin der Salzbergleute.

Gästebücher für in- und ausländische Größen werden seit 1774 geführt. Unter den Namen, die die Liste der Prominenten füllen, finden sich Hoheiten wie der ungarische



Salzbergbau ist kein Zuckerlecken

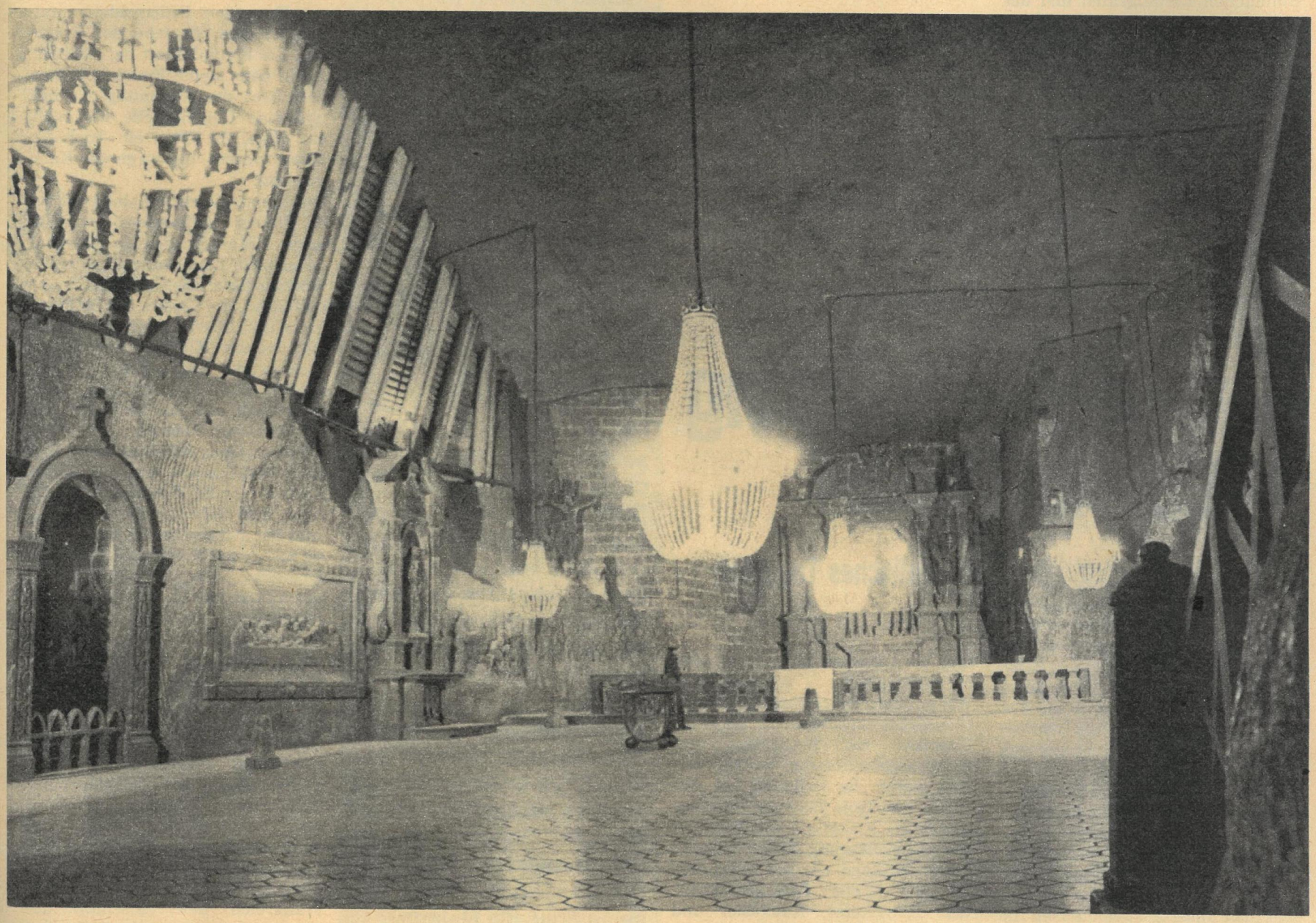
Ein produzierendes Museum

Kaiser Franz Joseph, zu dessen Besuch man 1891 unter Tage eine kleine Eisenbahnstrecke einweihte, und Wilhelm II., aber auch Persönlichkeiten wie Chopin, Moniuszko, Alexander von Humboldt, Mendelejew, Prus. Wer wird sich wundern, auch auf die Spur Johann Wolfgang von Goethes zu stoßen? Seit dem Besuch des Geheimrats 1790 trägt eine der Kammern, dreißig Meter hoch und von einem kleinen See verschönt, den Namen „Weimar".

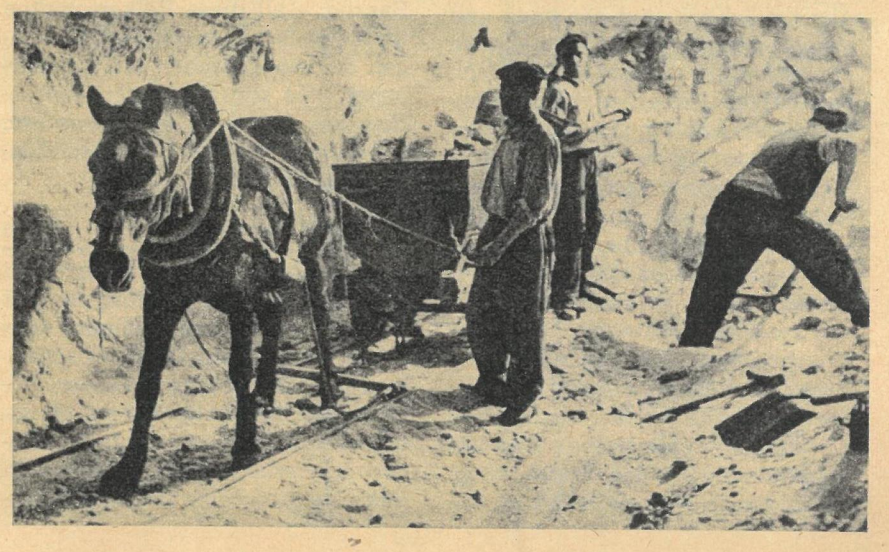
Ehe du einen Menschen wirklich kennst, mußt du einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben. Wer in Polen diesem Sprichwort folgen will und auf Salz aus dem Lebensmittelladen zurückgreift – es stammt übrigens nicht aus Wieliczka –, der tut etwas für die Erhaltung dieses einmaligen technischen Museums, das die UNESCO auf die Liste der kostbarsten Denkmale gesetzt hat. Einige Złoty pro Salztüte fließen in den Wieliczka-Fonds, der jetzt zur Rekonstruktion des Touristenmagneten verwendet wird. Zum 100. Stadtjubiläum soll das Museum wieder empfangsbereit sein.

Ingrid Kirschey-Feix

Fotos: Filip Kalwajtys, INTERPRESS



Wie auf dem historischen Foto, blieb das Pferd treuer Helfer des Menschen. Die „Touristenstrecke" führte über alte Holzkonstruktionen vorbei an kunstvoll ins Salz gehauenen Wandreliefs, bizarren Gebilden, emsigen Wichteln, durch eindrucksvolle Gänge und Höhlen. Warme Kleidung war zu empfehlen, die Betten blieben den Kurpatienten vorbehalten. Meistbestaunte Sehenswürdigkeit: der von Bergleuten seit 1895 gestaltete Saal der Heiligen Kinga. Selbst die Lüster sind aus Salzkristallen geschnitten.



FREIE WELT-Serie 3

Vor fast vierzig Jahren kehrte einer der bedeutendsten Romanciers unserer Zeit, der deutsche Dichter Arnold Zweig, nach Berlin zurück. Als er im Dezember 1933, vor dem Zugriff des deutschen Faschismus sich rettend, nach Palästina übersiedelte, wo er auf dem Berg Karmel bei Haifa wohnte, war er bereits zu internationalem Ruf gelangt durch den aufsehenerregenden Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa", 1927 erschienen. Um diesen damals besten Antikriegsroman gruppierte sich nach dem Plan seines Autors im Verlaufe mehrerer Jahrzehnte der Zyklus „Der große Krieg der weißen Männer". Nach seiner Wiederkehr 1948 war Arnold Zweig Präsident der Akademie der Künste. Bis zu seinem Tode 1968 lebte und arbeitete er in der DDR, wo er sein umfangreiches, dem Frieden dienendes Werk vollendete. Ein wesentlicher Impuls seines Denkens und Schaffens war die Große Sozialistische Oktoberrevolution. Logische Konsequenz: Er mußte das Land des Roten Oktober selbst kennenlernen. Erste Gelegenheit dazu ergab sich im Februar 1952. Auf Einladung des Schriftstellerverbandes der UdSSR reisten er und seine Frau, die Malerin Beatrice Zweig, nach Moskau, dann zur Behandlung eines fast lebenslangen Augenleidens in ein Sanatorium auf der Krim. Das auf dieser Reise geführte Tagebuch, erstmals in der Zeitschrift „Sinn und Form" 1952 erschienen, veröffentlichen wir hier zum 100. Geburtstag des Dichters.

Arnold Zweig

Von einem Frühling in den anderen

Sowjetisches Tagebuch

Samstag, 5. April *Misschor*

Herrlicher, klarer Tag. Große Ruhe in Haus und Park, die ganze Gästeschar auf einem Ausflug nach Sewastopol – kein Lautsprecher, keine Balalaika, kein Gesang oder Klavier.

Sewastopol! Vom Krimkrieg bis zum Hitlerkrieg wächst der Ruhm dieser soldatischen Stadt ins Heldenhafte – das darf man wohl sagen. Sie muß vollständig zerstört gewesen sein, als die zweiten deutschen Welteroberer abziehen mußten –, statt neun Tage, auf die der Sonnenadolf und seine militärischen Anbeter gerechnet hatten, widerstand sie den täglichen, oft stündlichen Luftangriffen und der Heeresartillerie zweihundertfünfzig Tage, wobei die Faschisten ja auf die nahe gelegenen Hilfsquellen ihres Verbündeten, des Herrn Antonescu, des unterjochten Bulgariens und, von der Donau her, auch Ungarns rechnen konnten. Zweihundertfünfzig Tage, fast neun Monate! Und unsere sanfte und bildhübsche Ukrainerin Lida die ganze Zeit dabei und darin, ohne uns Deutschen auch nur den Schatten eines Vorwurfs nachzutragen! Hätten wir in Moskau gewußt, daß mich die kaum vergangene Geschichte hier unten so mächtig ergreifen würde, wir hätten uns dort schon den Glaubnisschein ausstellen lassen, der zum Besuch von Sewastopol nötig ist. Aber wer aus der Trümmerstadt Berlin zur Erholung an die Küste der Krim fährt, plant ja alles andere eher als den Besuch einer acht Monate bombardierten Festung. Jetzt tut's mir leid, aber nun ist es zu spät... Und so werde ich also die Krim verlassen, ohne die denkwürdigen Forts und Geschützstellungen gesehen zu haben und sie meinen Erinnerungen an den Douaumont und den Fosses-Wald hinzuzufügen. Wüßte ich nur, wie man unseren Zeitgenossen die Abscheulichkeit und das ganz und gar Kriminelle und Pathologische all der kleinen Gruppen, die solche Raubkriege planen und durchführen, beweiskräftig vor Augen führen könnte! Jeder heute lebende Mensch würde eingesperrt und auf seinen Geisteszustand hin untersucht, schließlich aber für die Gesellschaft unschädlich gemacht werden, wenn er auch nur einen von zweihundertfünfzig Tagen ununterbrochen eine verschlossene Haustür mit Hammer oder Brecheisen bearbeiten würde, um hineinzukommen – eine fremde Haustür wohlverstanden, das Portal eines Gebäudes, in dem er nichts zu suchen hätte. Alle Nachbarn würden sich einmischen und schon vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden Polizei und Gesundheitsdienst verständigen. Im Großen aber, auf fremde Staaten und Völker angewandt, bleiben solche Praktiken straflos und dürfen sogar versuchsweise wiederholt werden. Die Nürnberger Prozesse und ihre Urteile waren ein Anfang und, wie wir jetzt sehen, durchaus nur der Anfang eines Anfangs. Es muß uns gelingen, unserer ganzen Menschheit die Verantwortlichkeit von herrschenden Klassen und Gruppen einzuprägen...

Sonntag, 6. April

Recht kühl, ganz bedeckt. – ... Seltsam ist, daß diese Einwölkung im Verlauf des Vormittags begann, nachdem am Morgen die schönsten Sonnenstunden über das getäuscht hatten, was kommen würde... Später, während des Essens, fragt Dita, ob nicht die Griechen stets von den starken „Skythen" sprächen – anläßlich sehr eindrucksvoller Abbildungen im Krimbuch. Ich antwortete, die Griechen lögen über alles Nichthellenische grundsätzlich. Wir müßten wahrscheinlich unsere Geschichte umschreiben, die ja im Interesse von Eroberung und Kriegsverherrlichung verfaßt sei. Roh waren die Hellenen auf alle Fälle, von Troja bis zum Peloponnesischen Krieg; ob die Skythen die Urbevölkerung dieser Gegend waren, müßten wir erst erkunden. Skythen, Kreter, Pelasger, Etrusker, Kanaaniter, Kaukasier und Basken – all diese Völkerschaften hatten wahrscheinlich die Grundlagen der europäischen Kultur erarbeitet, ehe die aus Asien einbrechenden Semiten und Arier etc. zum Zuge kamen. Sehr nachdenkenswertes Thema.

Dienstag, 8. April *Jalta*

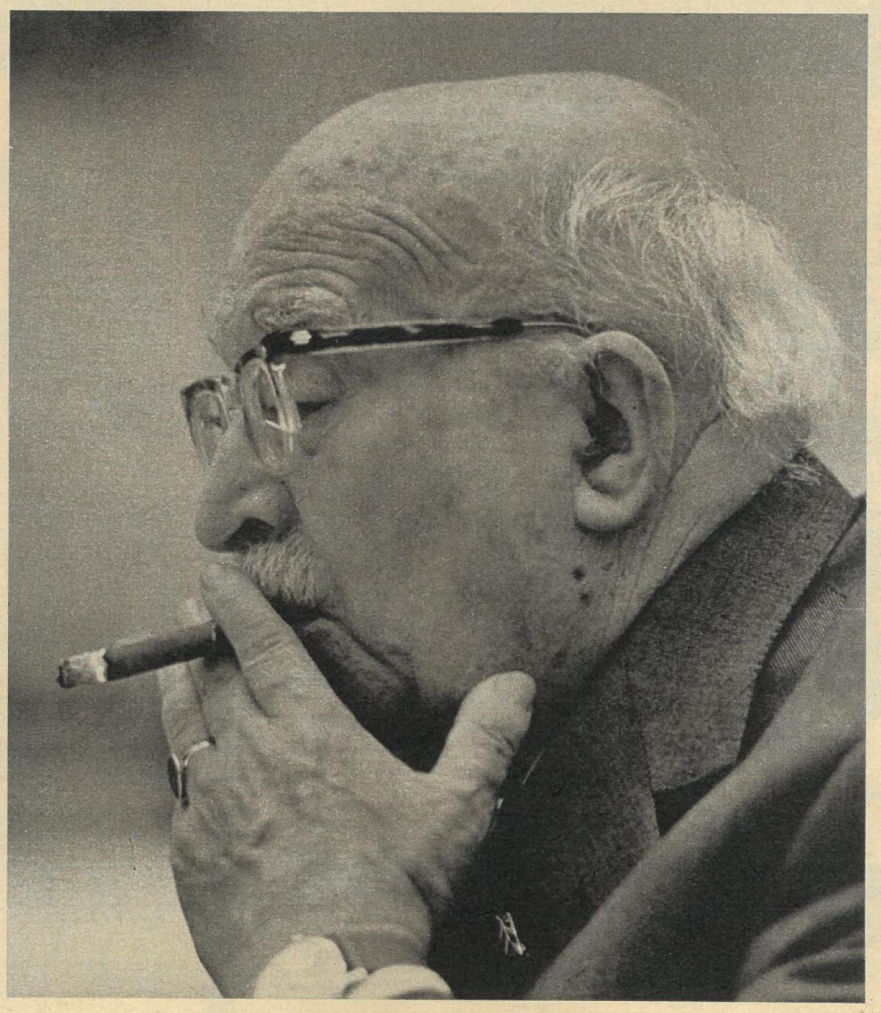
Grauer Tag. Gut, daß wir nach Jalta fahren wollen. Morgens gibt mir Dita aus heiterem Himmel eine Probe ihres Talents zur nachahmenden Gestaltung unserer Jugendwelt: die Tanten bei der Handarbeit auf der Promenade in Glogau. Ich lache wie ein Toller; welch eine Aufgabe, den komischen Roman zu schaffen, der uns ganz fehlt. In Jalta, im Tschechow-Hause dann, füllen Photos aus jener Zeit, den neunziger Jahren und vorher, die Atmosphäre mit der gleichen Stickluft wie Ditas Improvisationen. Nur fünf Jahre hat Tschechow das Häuschen bewohnt, dann holte ihn die Tb. Mein Atelier bewohnte ich nur knapp zwei Jahre, aber dann ging ich in die Auslandsfreiheit – und -lehre. Ich schrieb ein paar Zeilen ins Gedenkbuch, und Jelena (Korotkowa) übersetzte sie gleich darunter ins Russische. „Dem großen Kollegen dankt für sein fortschrittliches Lebenswerk ein deutscher Schriftsteller, der froh ist, daß Jalta und dieses Haus den Hitlersoldaten entgangen sind. Es lebe der Friede und die Freundschaft der Völker." – Ein paar kleine Einkäufe füllten den Rest des Vormittags: Tabak und eine Gedenkpfeife für mich, ein Stock für Dita, ein Tuch für Musa, unsere treusorgende Kammerfrau.

Der kleine Hafen von Jalta wirkte in diesem hellgrauen Aprillicht noch winterlich eingestaubt. Und dabei weiß man doch: in wenigen Wochen blitzt hier alles in Sonne und Wind, die Farben der Blumenbeete und Büsche streiten sich mit den bunten Kleidern und Kopftüchern der Menschen, und die weißen Möwen stürzen sich, kleine Raubvögel, die sie sind, auf alle Brocken von Nahrung, Abfall der Schiffe. Diese selbst nehmen erst ab 1. Mai ihren Dienst auf – jetzt streben nur die Fahrzeuge der Fischer aufs Schwarze Meer hinaus; vom Sanatorium aus erblicken wir sie mitten auf der graublauen Wasserbreite... Ich bin Schriftsteller, beschäftigt mit Romanen, die vom neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert führen sollen und die ich gern vollenden möchte, wenn meine Lebenszeit ausreicht. Zur Vorgeschichte meiner Themen gehört auch die Rolle, die das Schwarze Meer in der Geschichte spielt, vom Eindringen der Argonauten bis zum Hinausschlagen der faschistischen Riesenheere. Es ist ein zugekorktes Meer, das Schwarze Meer, denke ich, auf dem Korken saß der Sultan und verhinderte im Auftrag von England und Frankreich den Anschluß der ukrainischen Fruchtbarkeit und des dortigen Menschenfleißes an den Mittelmeerhandel und weiter nach Westen. Der Krimkrieg, mit dem ich mich jetzt ein wenig beschäftige, ist die Antwort der Großmächte auf diese Fruchtbarkeit – Ströme von Blut werden vergossen, die Söhne von vier großen Völkern verbluten, der Name Florence Nightingales steigt wie ein Stern an unserem Himmel empor, da diese Tochter eines britischen Obersten aus dem Gemetzel jenes Krimkrieges den unermüdlichen Antrieb schöpfte, die verwundeten Soldaten vom Schlachtfeld aufzulesen und wie Menschen zu versorgen. Durch

ihre und Henri Dunants Anstrengungen wird das Rote Kreuz geschaffen, und die erste große Geldspende für den zugrunde gerichteten Genfer Dunant in seinem Armenasyl kommt aus Moskau. Solche Gedanken bewegen mich vor der Karte, auf der vom Schwarzen Meer nur das östliche Ufer abgebildet ist, der Name der unsterblichen Stadt Sewastopol mitten ins blaue Wasser gedruckt. Aber wozu lernte unsereiner Geographie und Geschichte und zu was Ende besitzt ein Schriftsteller konstruktive Phantasie? Ich verlängere mir die Karte nach links, nach dem Westen, fixiere auf dem Schreibtisch einen imaginären Punkt: Istanbul, Konstantinopel, manchmal sogar Zarigrad geheißen, und indem ich ihn durch ein Tintenfläschchen markiere, fahre ich mit dem Bleistift die blauen Flüsse und Kanäle entlang bis hoch hinauf nach Moskau. Von dort aus aber zieht die schwarze Linie der Eisenbahn oder einer Autostraße bis nach Leningrad – und der gordische Knoten ist gelöst. Die Politik des Zaren schien keinen anderen Weg zu sehen, um das Schwarze Meer zu öffnen, als das Problem der Türkei durch Verhandlungen zu lösen, in die sich die Großmächte auf ihre kapitalistische Art einschalteten. So folgt auf den Krimkrieg der Russisch-Türkische Krieg von 1877/78, der sich mit dem Namen Schipkapaß in die Geschichte des 19. Jahrhunderts eingezeichnet hat und wahrscheinlich dem prachtvollen Maler Wereschtschagin den seelischen Befehl gab, die großartige Schädelpyramide mit den herumlungernden Raben und Geiern zu malen, die die Tretjakow-Galerie schmückt und die man in Millionen von Ansichtskarten im deutschen Westen verbreiten müßte. Der erste Weltkrieg und der zweite schrieben dann die Fortsetzungen dieser blutigen Kämpfe…

Freitag, 11. April *Nikitsa*

Von halb elf vormittags bis halb fünf dauert der Ausflug nach dem Botanischen Park von Nikitsa, von dem ich mir so wenig versprochen hatte. Ein unvergleichliches und unvergeßliches Erlebnis. Jelena W'rowna hatte nur vom „Botanischen Garten" gesprochen, derart wir ja in Berlin und anderswo genug gesehen hatten, mit Beeten, Treibhäusern und Anpflanzungen. Hier aber ist ein großer Park, dicht gefüllt mit außerordentlichen Bäumen der fremdesten Zonen, Riesenexemplare, manche davon fünfhundert Jahre an ihrem Platz!… Ein Wäldchen mit Korkeichen, die sonst nur in Spanien vorkommen… Taxusbäume, deren Holz schwerer



ist als Wasser. Erdbeerbäume, deren Früchte vom Sommer an gegessen werden, mit rötlichem Stamm. Dieser April, kalt wie seit Jahren nicht, hat alles Wachstum verzögert – gut für uns winterlich gekleidete Gäste. Wir glauben fast, auf der Rückfahrt seien Büsche und Bäume schon wieder grüner als auf dem Hinweg. Und die Kurven der Straßen, die nie abreißen, geben jeden Augenblick neue, andere Augenblicke, wobei ich feststelle, daß ich viel mehr sehe, als da wir vor der Kur mit Aloe den Weg das erste Mal von Simferopol her fuhren…

Ostersonntag, 13. April

Herrlicher Tag. Abschiedsfahrt nach Simeis von Alupka. Keine Einzelheiten vermögen diese Stunden zu gliedern – eine Vorfrühlingslandschaft zwischen Fels und Meer… In den Bergen wohnten, des Ackerbaus und aller Gewerbe kundig, die Skythen, die sich die kriegerischen Eindringlinge gefallen lassen mußten und mit ihnen wohl auch Handel trieben. Welche Küste! Welch vielfältig geschichtete Vergangenheit! Von den Krimgoten, die auf die griechisch-römische Bevölkerungsmischung folgten, hatte ich schon als Student gehört und gelernt. Sie werden im 4.Jahrhundert abgelöst von den kleinasiatischen Chasaren, deren Oberschicht später nicht das Christentum annimmt, sondern das Judentum, und die fast fünfhundert Jahre ein Reich aufrechterhalten, das sich tief ins ukrainische Land erstreckt und schließlich von christlichen Byzantinern und Russen überwältigt wird, welche ihrerseits im 13. Jahrhundert von den Tataren abgelöst werden… Von der Vorgeschichte bis zu den Hohenstauffen – Friedrich Barbarossa ertrank bekanntlich im Flusse Saleph, Kleinasien – europäische Geschichte, die mit Blut geschrieben ist, nur von Eroberung, Ausdehnung, Ausbeutung handelnd… Abschaffung des Angriffskrieges als eines erlaubten politischen Mittels, welch ein Markstein wäre das – auf männliche Art verteidigen wird man sich noch lange müssen…

Donnerstag, 17. April *Moskau*

Wieder in Moskau bei strahlendem Frühlingswetter. Eine ganz andere Stadt, deren Menschen die Winterkleider abgelegt haben, die weiten Straßen mit Buntheit füllend… Und jetzt, nach Hause fahrend, bin ich Zeuge, mit verbessertem Augenlicht, der Hilfsbereitschaft, die zwischen Staaten und Parteien waltet zugunsten all derer, die sich für die Zukunft einsetzen und deren Vernunft, vom Grundwissen um den Gang unserer menschlichen Entwicklung gespeist, schreibend und sprechend als Dichter wie als Mensch des öffentlichen Lebens, im Dienste der Verbesserung unserer irdischen Zustände wirkt…. Wir würden uns schämen, als Gestalter menschlichen Zusammenlebens hinter einer Technik zurückzubleiben, die uns Schreibmaschinen geschenkt hat und elektrische Birnen, Telefone… und Flugzeuge, die uns morgen in ein paar Stunden am Rande von Berlin absetzen werden, von einem Frühling in den anderen, von Misschor ins Haus, umgrünt am Ufer der Panke – statt an dem des Schwarzen Meeres!

Ende

Der Dichter im Park von Misschor mit seiner Dolmetscherin Jelena

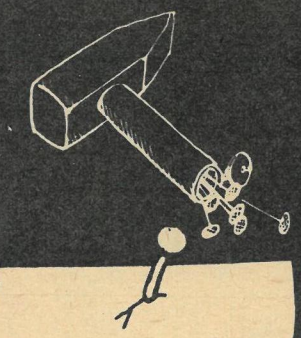
Fotos: Archiv Berliner Verlag, Arnold-Zweig-Archiv

HUMOR ★ Treffpunkte

Durch Forschen nur gewinnt man Vorsicht und Bedacht in allem Tun. Sophokles

Tesler, Moskau

Das größte Heilmittel gegen den Zorn ist der Aufschub. Seneca

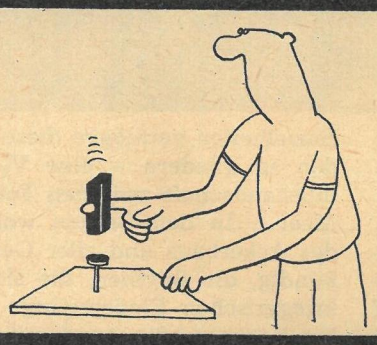


Kopfstück

Die verbreitete These unserer Altvorderen „alles fließt, alles unterliegt der Veränderung" wurde vom Kandidaten der Philosophie K. Selepunkin experimentell widerlegt. Ein Jahr lang beobachtete der junge Wissenschaftler den tropfenden Wasserhahn in seinem Bad. Er stellte fest: Alles floß – aber nichts hatte sich verändert!

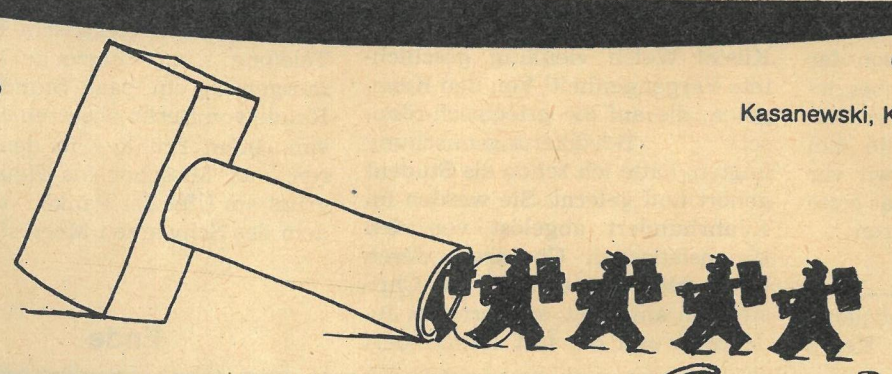
Sollte der Versuch nicht gelingen, so suche man die Schuld nicht im Mangel an Kenntnissen, sondern in der Ungeschicklichkeit, diesen Mangel mit dem gehörigen Gesicht zu verbergen.

Lichtenberg



Schneider

Kasanewski, Kiew



Es ist ein weiter Weg von der Idee zur Tat. Molière

Antoni Marianowicz (Polen)

Schlag auf Schlag

Die hohe Kommission versammelte sich, um ein Brötchen, das Erstlingswerk eines jungen Bäckers, zu beurteilen. Das erste Kommissionsmitglied beschloß mit dem Zirkel in der Hand, die Form des Brötchens ließe sehr viel zu wünschen übrig. Ein zweites warf dem Brötchen vor, es dufte wie Gebäck und nicht

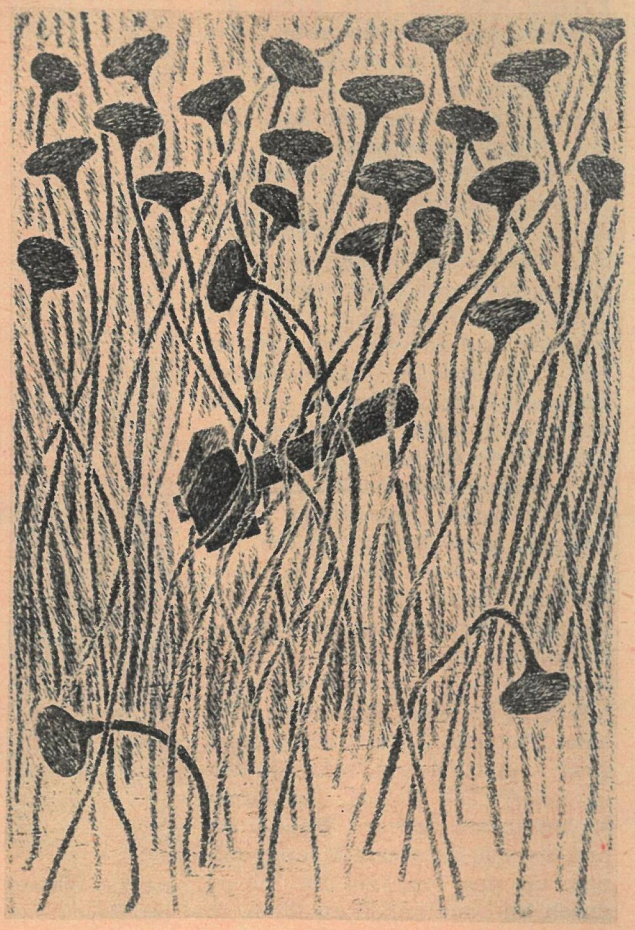
Schmidt

„Nun machen wir mal Nägel mit Köpfen!"

Es gibt keine schüchternen Lehrlinge mehr, es gibt nur

Eine kluge Hand macht nicht alles,

Kopelnizki, Tschernowzy



Das Fest des Hammers ist der Schlag.

Strelzow, Leningrad

Sparsam ist der Beifall deiner wahren Freunde.

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

2 Wochenspruch

Wie der Fall, so der Knall!

noch schüchterne

was eine närrische Zunge schwatzt.

Ein starker Amboß fürchtet keinen Hammer.

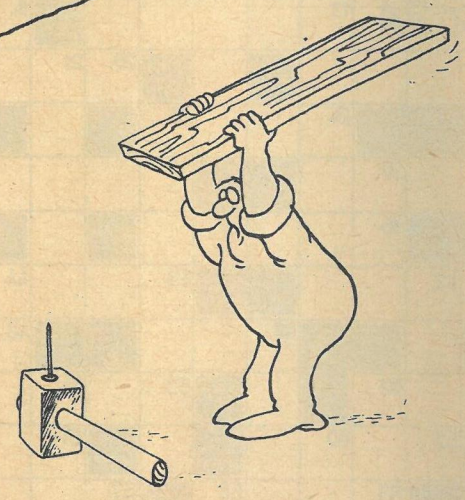
Deltuva, Vilnius

Lösungen habe ich viele.
Aber sie passen nicht
zu meinem Problem.

Steger

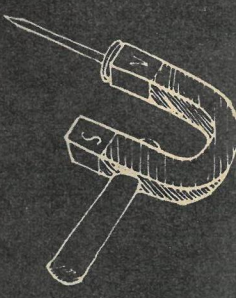
Manche Leute sind so
liebenswürdig, daß sie
unausstehlich sind.
Andersen-Nexö

Deltuva



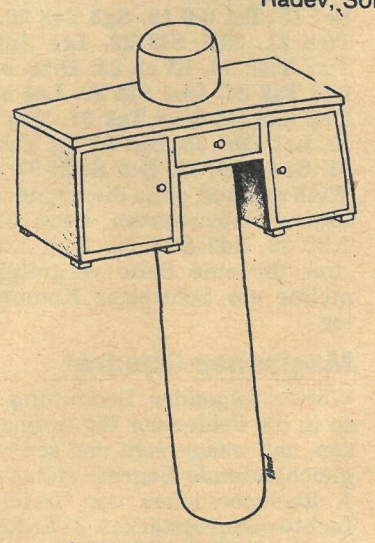
Was ein Mann beschlossen hat, führt er aus. Kross

Es ist ein großes Stück Weisheit, zu wissen, daß das Gelingen sich nur zu seiner Zeit einstellt. Luther



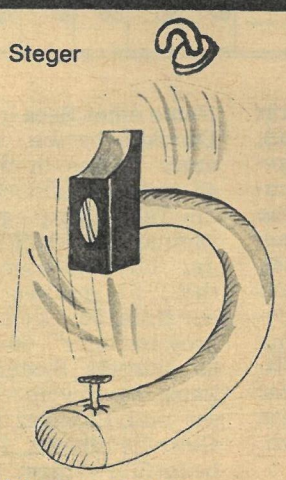
Halb- und Halb-Schneck von Läpke

Radĕv, Sofia



Jedes Handwerk hat
seine Schwierigkeiten.

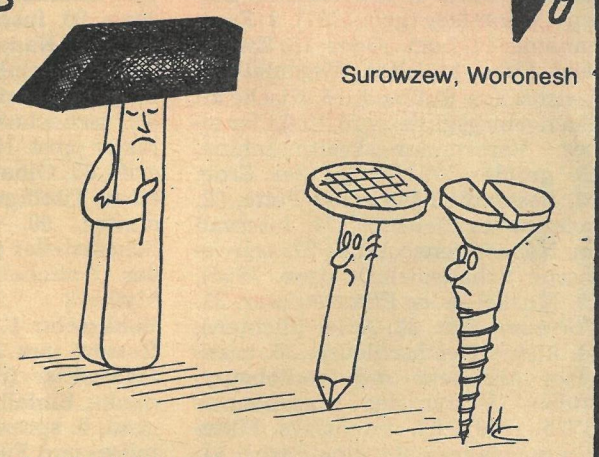
Steger



Ich untersuche
nicht, ich
fühle nur.
Goethe

Auch leises Wort kann wie ein Hammer wirken. Gürek

Surowzew, Woronesh



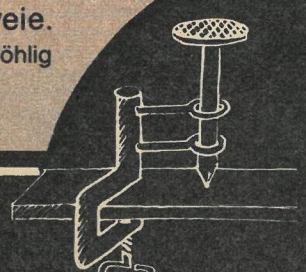
Manchmal möchte man dürfen, aber dann kommt einer,
der fordert: du mußt!

wie das Parfüm „Quelques fleures“. Das dritte bewies unumstritten, daß das Brötchen als Haarwuchsmittel nicht zu gebrauchen sei. Das vierte verdammte das Brötchen, weil es zu weich war und sich deshalb nicht dazu eignete, unter wackelnde Möbel gelegt zu werden. Das fünfte Mitglied gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß das Brötchen weder Papa noch Mama sagen konnte.

Betrübt von dem Mißerfolg seines Werkes, ging der junge Bäcker abermals an die Arbeit und legte der hohen Kommission schon nach einem Jahre ein zweites Brötchen vor, das er genau nach ihren Anweisungen gebacken hatte. Das Brötchen war kreisrund, duftete überraschend nach Parfüm, wirkte fördernd auf den Haarwuchs, eignete sich vorzüglich als Unterlage für wakkelnde Möbel und konnte entzückend Papa und Mama sagen. Nach mehrstündiger Beratung akzeptierte die hohe Kommission das Brötchen. Es besaß alle möglichen Vorzüge und nur einen kleinen Nachteil, den die Kommission übersehen hat: man konnte es nicht essen.

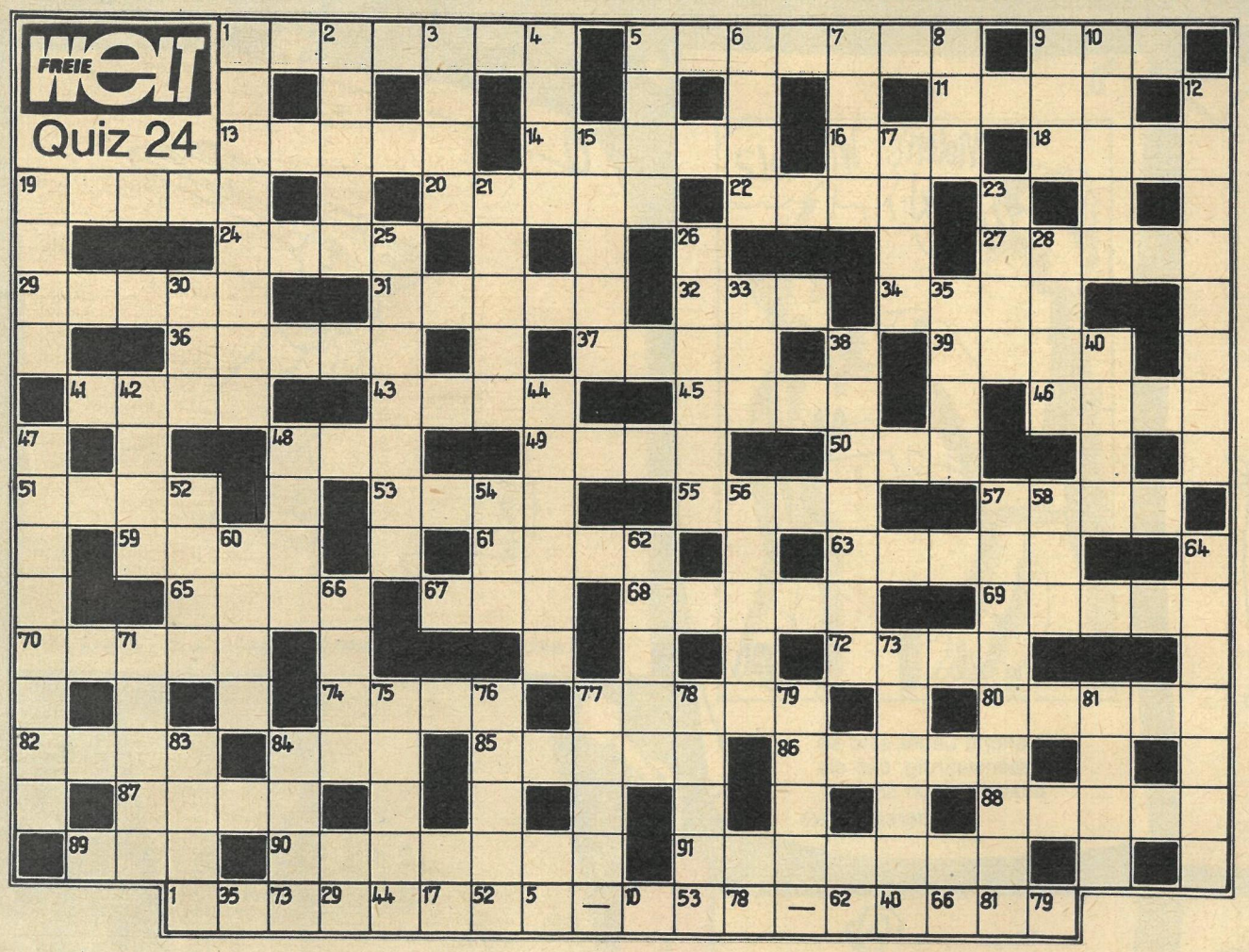
(aus: Welthumor, Eulenspiegel Verlag)

Heimwerker
Der Lyriker Emmerich Weihe,
im Dichten von Rohren ein Laie,
griff dennoch zu Hammer
und Zange und Klammer
und hat jetzt
der Schadstellen zweie.
R. Pöhlig



Meister. Ebner-Eschenbach

Zu hastig und zu träge kommt gleich spät. Shakespeare



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hauptstadt der Estnischen SSR, 5. sowjetischer Biologe, Genetiker (geb. 1907), 9. Frauenname, 11. poln.: Oder, 13. Zweiglein, Rute, 14. altes Wegemaß im zaristischen Rußland, 16. Nische an Hochgebirgsgipfeln, 18. Erfinder einer Verbrennungskraftmaschine, 19. größtes Waldgebiet der Erde, 20. Bestandteil tierischer Fette, 22. männliches Haustier, 24. Intervall im Neunstufenabstand, 27. schwedische Schauspielerin (geb. 1905), 29. Muskel- oder Pflanzenfaser, 31. Vorraum, Flur, 32. Adler (dichter.), 34. kleine Deichschleuse, 36. russischer Architekt und Städtebauer, großer Meister des Klassizismus (1775–1849), 37. intensives Fütterungsverfahren, 39. eine Farbe, 41. Meeresalge, 43. alte chinesische Münze und Masseeinheit, 45. Destillationsprodukt der Kohle, 46. nordeuropäisches Inselvolk, 48. befestigtes Hafenufer, 49. nachtaktiver Vogel, 50. Aggregatzustand des Wassers, 51. Baustellengroßgerät, 53. Sammelbezeichnung für Gartenfrüchte, 55. gefrorener Tau, 57. urgeschichtliches Beil, 59. Erdart, 61. Staatshaushaltsplan, 63. SI-Einheit der elektrischen Kapazität, 65. Titelgestalt bei Shakespeare, 67. Gestalt der Nibelungensage, Mutter Kriemhilds, 68. deutscher Erzähler (gest. 1910), u. a. „Chronik der Sperlingsgasse", 69. steilwandige Berggruppe in den Dolomiten (Monte Boè), 70. russisch-sowjetische Lyrikerin und Erzählerin (1890–1972), 72. Seil, Tau (seem.), 74. Verdauungsorgan, 77. Kettengesang, 80. inselreicher See in Finnland, 82. Nadelbaum, 84. albanische Währungseinheit, 85. sowjet.-armenischer Schriftsteller (1878–1964), 86. tschechischer Bildhauer und Maler (gest. 1938), 87. ethischer Begriff, 88. Ölbaumharz, 89. Rufname einer Titelfigur von Erwin Strittmatter, 90. russisch-sowjetischer Schriftsteller (1899–1960), 91. Muse der lyrischen Dichtung (griech. Mythol.).

Senkrecht: 1. Stadt in der Oblast Rostow (am Asowschen Meer), 2. Hausgötter (röm. Mythol.), 3. Gedanke, Einfall, 4. Fluß durch Leningrad, 5. spitzer Pflanzenteil, 6. Gemüse- und Futterpflanze, 7. Siegesgöttin (griech. Mythol.), 8. geologische Stufe der Alpinen Trias, 9. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 10. Familienmitglied, 12. Dorf westlich von Moskau, bei dem 1812 die größte Schlacht im Vaterländischen Krieg stattfand, 15. österreichischer Opernkomponist, u. a. „Dantons Tod", 17. Nebenfluß der Kura, 19. Seiden- oder Kunstseidengewebe, 21. starke Zuneigung, 23. Saugwurm, 25. Ausgabe eines Literaturwerkes, 26. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 28. vergletschertes Gebirge in Kirgisien, 30. Hausflur, 33. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 35. Schreitvogel, 38. Lotteriegewinn, 40. Gebirge in der Sowjetunion, 42. Name eines Sees in der UdSSR, 44. Druckbuchstabe, 47. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 48. tiefe Bewußtlosigkeit, 52. Freundin Till Eulenspiegels, 54. Serie zusammengehöriger Dinge, 56. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 57. größtes Binnengewässer der Erde, 58. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 60. inneres Organ, 62. ältestes System des Mesozoikums, 64. sowjetischer Arbeiterführer und Politiker (1875–1946), 66. Getreideunkraut, 71. deutscher Arbeiterführer (gest. 1913), 73. chemische organische Verbindung, 75. Schriftstück, 76. deutscher Maler und Grafiker, Mitbegründer der Künstlervereinigung „Der blaue Reiter" (1880–1916), 78. Schwermetallkern der Erde, 79. Stoffverbindungslinie. 81. Stadt an der Elbe, 83. Lebensbund, 84. Männername.

In der Sowjetunion ist eine vielfältige Natur anzutreffen. Die Oberflächengestalt wird von weiträumigen Ebenen, reizvollen Hügel- und Berglandschaften sowie gewaltigen Hochgebirgen geprägt. Mit der Lösung unseres Quiz suchen wir die Bezeichnung für eine dieser Landschaften. Sie dehnt sich von der Kasachischen Schwelle im Norden bis zum Pamir im Süden und vom Kaspischen Meer im Westen bis zum Tien-Schan im Osten aus.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion Freie Welt, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 24 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 23. Dezember 1987 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 2/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Schach

Smagin-Erfolg

Der 29jährige Moskauer Sergej Smagin holte sich beim Internationalen Turnier im jugoslawischen Zenica den Sieg vor vier Gastgebern Marjanović, Lalić, Cebalo, Velimirović und weiteren neun Bewerbern.

SLAWISCH, Terzić (Jugoslawien)–Smagin (UdSSR), Zenica '87: **1. d4 Sf6 2. Sf3 e6 3. c4 d5 4. Sc3 c6 5. e3 Sbd7 6. Ld3 dc 7. L:c4 b5 8. Le2 Lb7 9. 0-0 a6 10. e4 c5 11. e5 Sd5 12. Se4 c4!? 13. Lg5 Db6 14. a4 h6 15. Ld2 Tc8 16. ab ab 17. Dd1 Le7 18. Tc1 0-0 19. Sg3 Ta8 20. Dc2 Tfc8 21. Sh5 Sf8 22. Lf1 Sg6 23. T:a8 T:a8 24. b3 cb 25. D:b3 b4 26. Ld3 Ta3 27. Db1 Sf8 28. Lc4 b3 29. Db2 La6 30. L:a6 Ta2 31. Db1 T:a6 32. Le1 Db7 33. Sg3 b2 34. Tc2 Tb6 35. Se4 Se3! 36. Sc5 S:c2! 37. S:b7 Weiß gab auf,** ohne die gegnerische Antwort abzuwarten, denn 37. ... T:b7 38. Sd2 S:e1 39. D:e1 Lb4 ist „nur für eine Seite vergnüglich", meinte ein Schweizer Kommentator.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Rechtsersuchen vor Gericht, 2. Lichtwellenverstärker, 3. Erdteil, 4. sandiges Altmoränenland im Hinterland der Nordsee, 5. das Einbringen der Frucht.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

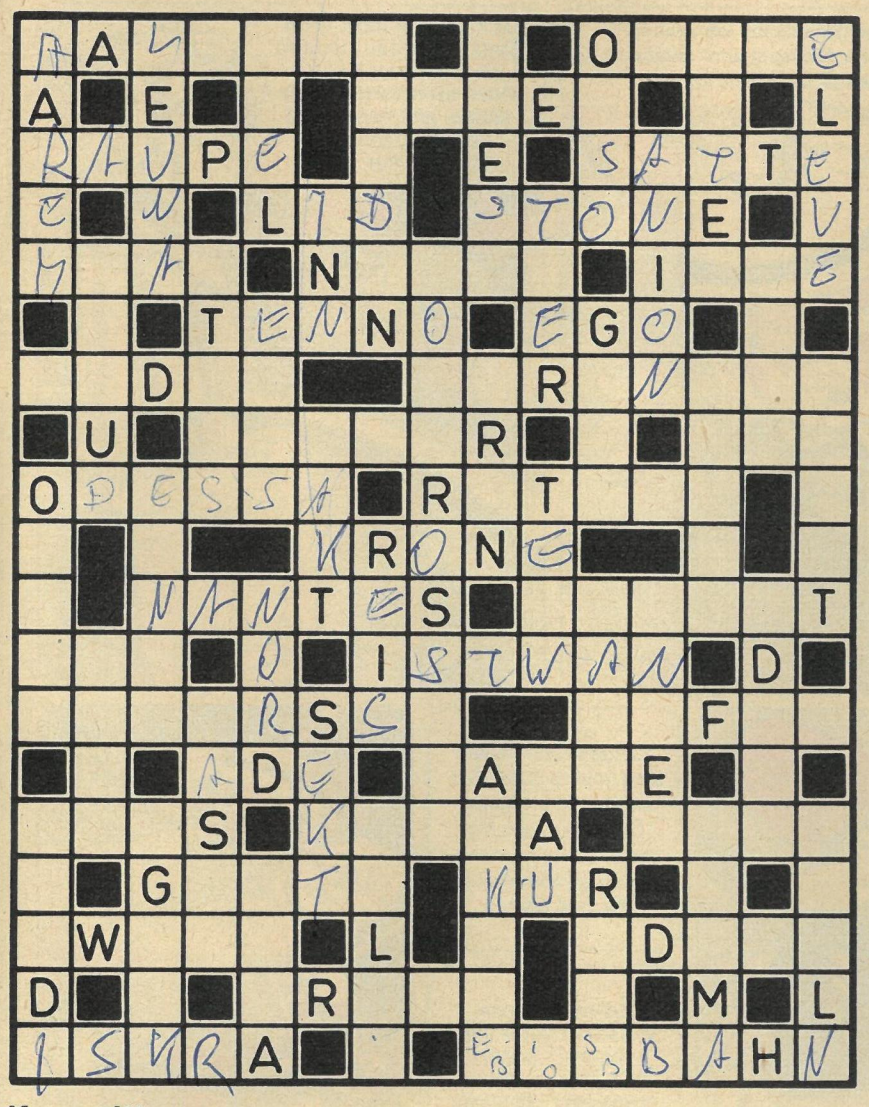
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

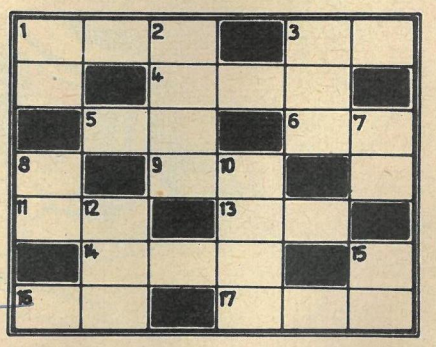
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. sowjetische Heldenstadt am Schwarzen Meer, 2. dicker Saft, 3. Teil des Auges, 4. Kernfrucht, 5. Stadt in der Belorussischen SSR, 6. Tanzschüler, 7. Festgetränk, 8. Ölpflanze, 9. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper“, 10. Oblasthauptstadt nördlich von Charkow (RSFSR), 11. Larvenstadium einiger Insekten, 12. Frauenname (Kurzf.), 13. engl.: Meer, 14. griechischer Buchstabe, 15. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 16. Edelstein mit geschnittenem Bild, 17. Himmelsrichtung, 18. elektrotechnisches Dämpfungsmaß, 19. weiser Berater, 20. Hauptstadt der Georgischen SSR, 21. Frauenräume im islamischen Haus, 22. Sohn des Agamemnon (griech. Sage), 23. Stadt bei Magdeburg, 24. Angehöriger eines iranischen Volkes im Kaukasus, 25. Stadt in der Türkei, 26. Nebenfluß der Donau, 27. Gefäß zum Milchsäuern, 28. Wintersportstätte, 29. phönikisch-kanaanische Liebesgöttin, 30. Nebenfluß der Drau, 31. Fluß in Frankreich , 32. Wohlwollen, Nachsicht, 33. engl.: Stein, 34. Flußmündung (span.), 35. Hafenstadt in Algerien, 36. Abschiedswort, 37. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion (im NW Sibiriens), 38. negativ geladenes Masseteilchen, 39. gerbsaures Salz (Chem.), 40. Provinz in Moçambique, 41. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 42. Markenzeichen für fotochemische Erzeugnisse aus der DDR, 43. erste gesamtrussische marxistische Kampfzeitung, 44. Männername, 45. Stadt im Nordwesten Frankreichs (a. d. Loire), 46. Nachlaßempfänger (Mz.), 47. ungarischer Männername, 48. chemisches Element, Nichtmetall, 49. Gestalt aus „Die Fledermaus“, 50. asiatisches Getreide, 51. ein Zentrum der chemischen Industrie im Bezirk Halle, 52. latein.: ich, 53. Angehöriger eines untergegangenen, zu den Turkvölkern gehörenden Nomadenstammes, 54. männliches Haustier, 55. dem Wasserleben angepaßtes Mardertier, 56. einkeimblättrige Pflanze, 57. alte Bezeichnung für Armee, 58. Feldspatsandstein, 59. Währungseinheit in Dänemark, 60. Titel des japanischen Kaisers, 61. wunderlicher Aufzug, 62. Heilbehandlung, 63. islamischer Rechtsgelehrter, 64. Beobachtungsort, 65. Führungs- und Haltevorrichtung an Geräten, 66. in geheime Künste Eingeweihter, 67. Zweiglein, Gerte, 68. tropische und subtropische Faserpflanze, 69. Zarenerlaß, 70. Mißgunst, 71. Stadt in Mittelpolen (westl. d. Wisla), 72. deutscher Maler, Anführer im Bauernkrieg, 73. alter Mensch, 74. Lichtwellenverstärker, 75. Tochter des Ödipus (griech. Sage), 76. Orchesterschlaginstrument, 77. männliches Rind, 78. Halbinsel in Vorderasien.

Silbenkreuzworträtsel

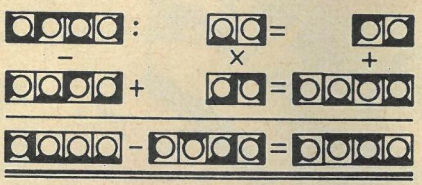
Waagerecht: 1. japanische Art waffenloser Selbstverteidigung, 3. russischer Maler (1844–1930), 4. Zeichenerklärung auf Landkarten, 5. Schauspieler, 6. alte Kettentanzform, 9. Männchen der Beizvögel (weidm.), 11. günstigster Zustand des Kulturbodens, 13. Vergrößerungsglas, 14. Eintänzer, 16. Bruchstück, 17. Gerade, die eine Kurve schneidet.

Senkrecht: 1. Stamm von Nachwuchskräften, 2. Entfernungsmesser, 3. Geschwätz, 7. Art, Gattung, 8. Sportspielklasse, 10. Hauptbestandteil der pflanzlichen Zellwände, 12. größerer militärischer Truppenteil, 15. südamerikanischer Tee.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Aufgaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Ergänzungsrätsel

Die folgenden Wörter sind durch einen neuen Endbuchstaben so zu ergänzen, daß neue Wörter entstehen:

Barto (russ.-sowj. Jugendbuchautorin) – Irin – Base – Ding – Leine – Rad – Lake.

Die neuen Endbuchstaben ergeben – fortlaufend gelesen – eine Gebietshauptstadt an der Wolga.

Geschütteltes

Wird ein DDR-Bezirk ein wenig geschüttelt,
ergibt sich ein Bodenzustand,
an dessen Qualität kein Bauer rüttelt.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein im Niederschlag stehender Mundmusiker.

Auflösungen aus Heft 24/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Bianki (14), Homer (27), Arno (8), Medea (38), Reseda (46), Falun (22), Enge (19), Neer (42), Eller (16), Este (21), Alm (5), Steg (53), Amiga (6), Aisne (4), Peso (44), Ainu (3), Logis (36), Rigel (48), Sure (55), Kar (32), Lias (34), Sauna (50), Bast (11), Bett (13), Eleve (15), Retina (47), Miere (39), Idol (28), Nauen (41), Gelege (25).

Senkrecht: Barbe (10), Assel (9), Kader (31), Iran (29), Hofé (26), Emu (18), Rennes (45), Selene (51), Lisene (35), Gala (23), Lomé (37), ergo (20), Mimik (40), Teig (56), Gaul (24), Apis (7), Isar (30), Sonate (52), Aida (2), Neon (43), Sage (49), Urania (59), Eltern (17), Stele (54), Udine (58), Agave (1), Bein (12), Trog (57), Lea (33).

Gereimtes: Landebahn

Wabenleiste: 1. Reiher, 2. Racine, 3. Nickel, 4. Elegie, 5. Gitter, 6. Eterna. – Rakete.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Lametta, 3. Lomé, 4. Garant, 5. Tele, 6. Regel, 8. Rogen, 9. Mode, 10. Bodega, 11. Magen, 12. Dinar, 13. Honschu, 14. Fonda, 16. Beta, 17. Rakel, 18. Negligé.
Senkrecht: 1. Lamé, 2. Tagale, 3. Lohe, 5. Tegel, 6. Regenbogen, 7. Seide, 9. Mogadischu, 11. Makak, 13. Honda, 14. Fontane, 15. Onkel, 17. Rage.

Vorsetzrätsel: (N)orden – (I)lias – (E)lena – (S)antos – (W)alter – (U)ran – (R)eiter – (Z)inder. – Nieswurz.

Raten und Rechnen:

5148	:	9	=	572
–		×		+
1818	+	94	=	1912
3330	–	846	=	2484

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 21/Heft 22)

Waagerecht: 1. Jena, 4. Taschkent, 9. Mirny, 12. Alte, 14. Ria, 15. Murmansk, 16. Lunte, 19. Medoc, 20. Jalta, 23. Bann, 24. Ullr, 26. Imam, 27. Elbe, 29. Sonne, 31. Elsa, 32. Onega, 35. Pali, 37. Inka, 39. Adern, 40. Enare, 41. Frunse, 43. Onon, 44. Gehen, 46. Arasi, 48. Steno, 50. Teberda, 54. Eta, 56. Stave, 58. Eisen, 61. Ale, 62. Danelia, 65. Indik, 67. Wrack, 69. Omega, 71. Tael, 72. Audion, 75. Topas, 78. Drina, 80. Rest, 82. Rebe, 83. Baron, 84. Blau, 85. Farad, 87. Pore, 89. Aloe, 90. Kitt, 92. Klei, 94. Ahorn, 97. Asket, 98. Brett, 100. Titograd, 101. Ona, 102. Ewer, 103. Agent, 104. Kelim, 105. Karl Maron, 106. Lear.
Senkrecht: 1. Jamal, 2. Narben, 3. Alma, 4. Tenno, 5. Sekund, 6. Hall, 7. Ern, 8. Trema, 9. Mammon, 10. Radler, 11. Yucca, 13. Tansania, 17. Urengoi, 18. Tisch, 21. Agar, 22. Tein, 25. Leere, 28. Bier, 30. Nansen, 33. Nagel, 34. Geld, 35. Pferd, 36. Lumen, 38. Kost, 40. Ene, 42. Saal, 45. Etna, 47. Asam, 49. Nektar, 51. Baku, 52. Regie, 53. Alane, 55. Tempo, 57. Viadukt, 59. Swerdlow, 60. Erle, 63. Atta, 64. Ios, 66. Drift, 68. Cato, 70. Euler, 73. Dreh, 74. Ober, 76. Orakel, 77. Anatom, 79. Natter, 81. Spirre, 83. black, 84. Bobak, 86. Akten, 88. Radar, 91. Item, 93. Egel, 95. Orel, 96. Neto, 99. ear.
Lösung: Neftjanyje Kamni

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Hilde Langöhr, Leipzig, 7030

2. Preis:
75,– M Manfred Eichstädt, Altefähr, 2331

3. Preis:
50,– M Rudolf Schulze, Eula, 8251

4.–8. Preis:
je 25,– M Hartmut Hausmann, Noßwitz, 9291; Mutgard Streichhahn, Hennigsdorf, 1422; S. Beckmann, Berlin, 1055; Frieda Führer, Patzig/Rügen, 2331; Cornelia Tokarski, Wittenberg, 4600.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit“ Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft“ in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft“ und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 2

Hallo, Kinder, habe soeben Bremsraketen gezündet! Unter mir liegt das Sternbild Wassermann!

Die ungewöhnlichen Reiseabenteuer eines lustigen, pfiffigen Pfannkuchens – erdacht und gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

Seltsam – eigentlich müßte ich soeben auf dem Sternbild „Wassermann" gelandet sein. Aber das ist doch eine Wüste!

1

Du hast dich nicht geirrt. Einst war unser Sternbild ein blühender Garten. Doch dann versiegte die Quelle, und heute quält uns Wassermänner schrecklicher Durst.

2

Und ihr habt keine andere Quelle finden können? – Aber sagt, was bedeutet diese Zeichnung auf dem Denkmalssockel?

3

Lange schon haben sich unsere Gelehrten darüber den Kopf zerbrochen. Doch bis jetzt konnte niemand dieses geheimnisvolle Zeichen deuten.

Es ist also eine Botschaft eurer Vorfahren?! Sicher wollten sie euch auf etwas sehr Wichtiges aufmerksam machen! Fragen wir den Computer, vielleicht kann er uns helfen…

4

5

6

H_2O

Dieses Zeichen bedeutet H_2O! Das ist Wasser! Die Zeichnung ist eine Wünschelrute!

Hier Computer. Mit Wasser bereitet man Kaffee, Saft, Tee. Fällt es vom Himmel, heißt es Regen. Es entstehen Pfützen!

Im tiefen Mittelalter haben die Menschen mit der Wünschelrute Wasser gesucht. Grabt hier!

7

HURRA!

HURRA!

HURRA!

8

Frisch sprudelte das Wasser aus der Quelle. Die Wasserspiele erwachten und schickten ihre blitzenden Fontänen zum Himmel, die Gärten erblühten. Dort aber, wo Kolobok die Quelle fand, wurde ein Denkmal enthüllt.

9

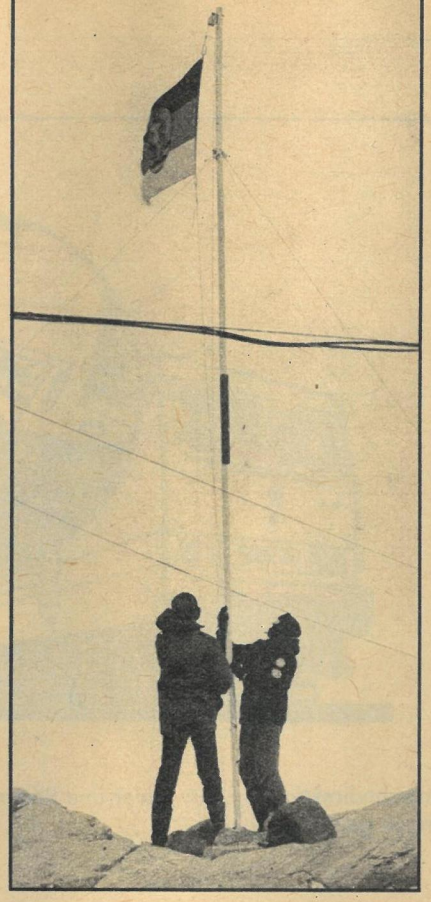
10

Unserem Ehrenbürger Kolobok von den dankbaren Bewohnern des Sternbildes „Wassermann".

Fortsetzung von Seite 11

Dienstreise nach Antarktika

folgte seitens der Akademie der Wissenschaften der UdSSR die Einladung an die Akademie unseres Landes, Gastwissenschaftler in die 5. Sowjetische Antarktisexpedition zu entsenden. Seither nahm die DDR – mit rund 170 Einsätzen von etwa 150 Wissenschaftlern und Technikern – an 22 sowjetischen Expeditionen teil. Vom ersten Tag an leisteten sie eigenständige, vielfach bedeutsame Beiträge, wobei rund 500 wissenschaftliche Publikationen Zeugnis für Kontinuität und Erfolg ablegen – in Meteorologie, Geodäsie und Glaziologie, Geophysik, Hydrologie und Geomorphologie, Biologie, Medizin und Klimabiologie. Einige der Forschungsresultate sind, gemessen an ihrem immensen Wert für die Weltwissenschaft, ausgesprochen „hochkarätig", wie unter anderem bei der Ozon-Sondierung, wo der DDR-Vertreter mit der Koordinierung des internationalen Programms betraut wurde. Der ständig größer gewordene disziplinäre Umfang und die dafür unerläßlich notwendige materiell-technische Ausstattung der DDR-Teams erforderten es bereits 1976, in einer der „antarktischen Einstiegsluken", der Schirmacheroase (und nur knapp zwei Kilometer entfernt von der UdSSR-Station Nowolasarewskaja), eine spezielle Forschungsbasis der DDR-Akademie zu errichten. Dieser Dauerposten auf Antarktika wurde im vergangenen Sommer zur DDR-Antarktis-Forschungsstation „Georg Forster" umgewandelt; sie offiziell zu eröffnen und feierlich einzuweihen, war der „Dienstauftrag" für Prof. Dr. Kautzleben und die Männer der 1. DDR-Antarktisexpediton. In Molodjoshnaja angekommen, trennten sie allerdings noch rund 1600 Kilometer von ihrem Reiseziel...



Neuerlich hieß es: Warten, warten... – bis Donnerstagfrüh. „Weil die Festigkeit der Piste bei Nowolasarewskaja es nicht zuließ, daß die Il 76 TD dort landete, wie es ursprünglich vorgesehen war, stellte die sowjetische Expeditionsleitung zwei kufenbestückte IL 14 für den Weiterflug von uns sechs und unser umfängliches Gepäck bereit. Sobald das Wetter es erlaubte, starteten wir – in westlicher Richtung. Wir flogen fünf Stunden, landeten um die Mittagszeit und erreichten unsere Station am späten Nachmittag. Den Landweg bewältigten wir in Raupenfahrzeugen", berichtet Prof. Dr. Kautzleben. Voller Ungeduld waren die Männer – doch insbesondere auch die Briefe, die sie aus der Heimat mitbrachten – von den fünf Überwinterern erwartet worden. In den nächsten drei Tagen hatte jeder der elf alle Hände voll zu tun. Dann, als für das bevorstehende Ereignis alles bereits bestens gerichtet war, brach unversehens Sturm herein, der mit 30 Metern pro Sekunde über die Felsen- und Schnee-„Oase" am Rande der Eiswüste fegte. „Uns blieb nichts anderes übrig, als die Zeremonie auf die Windschattenseite der Station zu verlegen", erinnerte sich der Antarktisreisende. „Gäste waren gekommen – eine Delegation unserer Freunde von Nowolasarewskaja sowie eine Gruppe der indischen Antarktisexpedition, die fünf Kilometer westlich von Nowolasarewskaja eine Außenbasis unterhält..." Vom Tonband erklang die DDR-Hymne; am Stations-Fahnenmast stieg die DDR-Flagge auf; Prof. Dr. Kautzleben hielt die kurze Festrede, überbrachte Dank und Grüße der Heimat. Und namens unseres Landes versicherte er, daß die DDR – die anderthalb Wochen zuvor als Konsultativstaat des Antarktisvertrages bestätigt worden war – weiterhin im Geiste dieses Vertrages „ihren Beitrag zur Erforschung der Antarktis in friedlicher und kameradschaftlicher Zusammenarbeit mit allen anderen in der Antarktis tätigen Expeditionen leisten" wird. Es war wenige Minuten nach 16.00 Uhr Ortszeit (WEZ), am Sonntag, dem 25. Oktober 1987, als der Abgesandte aus der DDR an der Station, die auf der geographischen Position 70 Grad 46 Strich südlicher Breite und 11 Grad 50 Strich östlicher Länge von Forschergeist und Forschungsdrang der DDR-Wissenschaft kündet, eine der beiden Tafeln mit der Aufschrift enthüllte: „Deutsche Demokratische Republik, Forschungsstation ‚Georg Forster'". Ein neuer Schritt für weitere Aufgaben der DDR-Antarktisforschung, von ungeklärten Fragen der Erdgeschichte bis zu Vorgängen in kosmischer Höhe, war vollzogen...

Fotos: Werner Passehl, Uwe Mattern, Karte: Y. Arfert

Eine reguläre Linie für Sammelguttransporte

MOSKAU–BERLIN

Sovtransavto-Kfz. (UdSSR) fahren einmal in der Woche von Moskau und von Berlin ab.

Die Fahrdauer beträgt 4 Tage.

Außenhandels- und Ausstellungsgüter sowie Diplomatengepäck werden transportiert.
Wenn eine Ladung aus der DDR nicht Moskau,
sondern einen anderen Bestimmungsort in der UdSSR hat,
kann der Weitertransport gemäß Abladeranweisungen erfolgen.

Nähere Informationen über folgende Büros:

UdSSR

SOVTRANSAVTO
Kuznetsky Most, 6/3
103009, Moscow
Telefon: 971-36-63
Telex: 411251, 411252, 411924

SOVTRANSAVTOEXPEDICIA
B. Ochakovskaya ul., 15-a
119361, Moscow
Telefon: 430-78-67
Telex: 411927

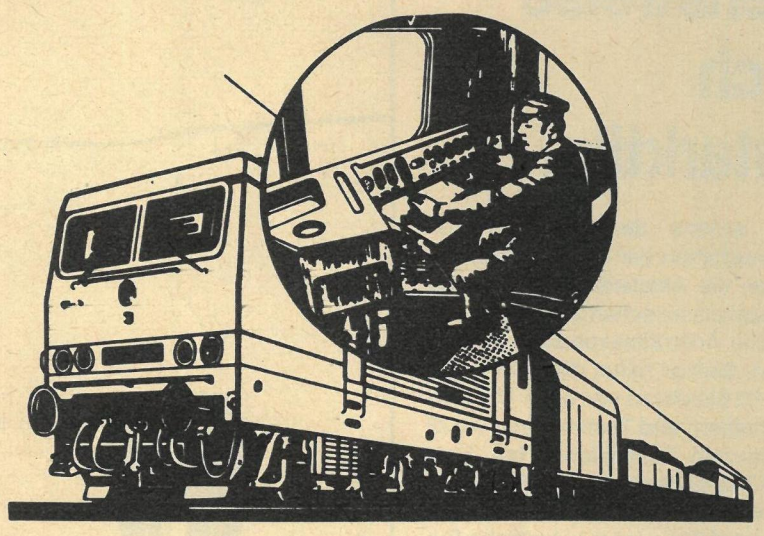
DDR

Vertretung von Sovtransavto
Leipziger Str. 62-053
Berlin, DDR – 1080
Telefon: 2 08 10 17, 2 08 02 74
Telex: 114242, 114243

VEB KOMBINAT DEUTRANS
Otto-Grotewohl-Str. 25,
Berlin, DDR – 1086
Telefon: 4 82 46 82
Telex: 0113051

Sovtransavto

Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn



Täglich nehmen Hunderttausende Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch, und täglich rollt der Güterverkehr.
Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsende Verkehrsaufgaben zu bewältigen.

Aber hierzu werden dringend Eisenbahner benötigt:

Lokomotivführer
Rangierer
Rangierleiter
Stellwerkswärter
Facharbeiter für Eisenbahnbau
Tiefbaufacharbeiter
Gleisbaumaschinisten

Die Deutsche Reichsbahn bietet viel:

- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie;
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren;
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige);
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien, günstige Renten nach der Eisenbahnverordnung.

Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin	Wilhelm-Pieck-Straße 142, Berlin, 1054
Cottbus	Schillerstraße 21/22, Cottbus, 7500
Dresden	Ammonstraße 8, Dresden, 8010
Erfurt	Bahnhofstraße 23, Erfurt, 5020
Greifswald	Johann-Stelling-Straße 30, Greifswald, 2200
Halle	Ernst-Kamieth-Straße 2, Halle, 4020
Magdeburg	Materlikstraße 1/10, Magdeburg, 3010
Schwerin	H.-Warnke-Straße 15/17, Schwerin, 2700

Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen der DR.

Reg.-Nr. 136/III/87

Memoiren

Die bekannte und begehrte Reihe

Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik

B. M. Schaposchnikow
Das Hirn der Armee
Aus dem Russischen
von Barbara Heitkam
592 Seiten mit Abbildungen
Leinen, 15,50 M
Bestell-Nr. 746 967 4

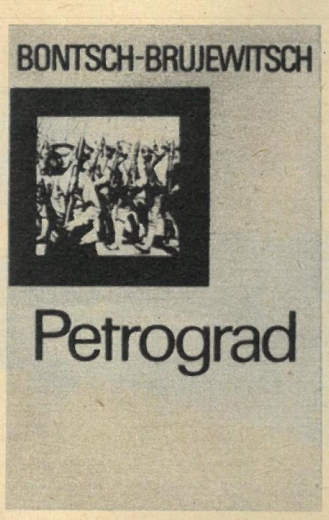
M. D. Bontsch-Brujewitsch
Petrograd
Aus dem Russischen
von Günter Stein
4. Auflage, 360 Seiten
Leinen, 9,30 M
Bestell-Nr. 745 262 9

G. K. Shukow
Erinnerungen und Gedanken
Aus dem Russischen
8. Auflage
1010 Seiten mit Abbildungen
Leinen, 19,80 M
Bestell-Nr. 745 796 4

S. A. Waupschassow
Vierzig Jahre in der sowjetischen Aufklärung
Aus dem Russischen
von Hartmut Both
3. Auflage
424 Seiten mit Abbildungen
Leinen, 9,80 M
Bestell-Nr. 746 001 2

A. S. Nowikow-Priboi
Tsushima
Aus dem Russischen
von Manfred von Busch
736 Seiten mit Abbildungen
Leinen, 18,00 M
Bestell-Nr. 746 860 4

M. Kolzow
Spanisches Tagebuch
Aus dem Russischen
von Rahel Strassberg
3. Auflage, 544 Seiten
Leinen, 12,60 M
Bestell-Nr. 746 842 8



Der Fuchs auf Brautwerbung

Es lebte einmal ein Fuchs, dem war zu Ohren gekommen, daß Ankakumikaityn, der Nomaden-Wolf, ein junges Hunde-Mädchen heiraten wolle. Dieses wohnte mit seinen Brüdern und seiner jüngeren Schwester ganz in der Nähe. Der Fuchs nähte sich eine Kuchljanka[1]), Hosen, Torbasen[2]) und eine Mütze aus Fell. Eines Tages, als die Brüder nicht zu Hause waren, machte er sich auf den Weg zu den Schwestern. Die empfingen ihn freundlich und luden ihn zum Tee ein. Der Fuchs schlürfte seinen Tee und wandte sich an die ältere der Schwestern: „Ich bin reich, besitze zwei Rentierherden und bin gekommen, um dich zu werben." Der Fuchs log, doch das Mädchen dachte, er sei der Bräutigam, und erwiderte freudig: „Du bist also noch einmal gekommen, um mich um meine Hand zu bitten!" Sie hielt den Gast für den Rentierzüchter Ankakumikaityn und merkte nichts, denn der Fuchs hatte sie behext. Sie lud ihn zum Essen ein und legte ihm die leckersten Bissen vor: fettes Rentierfleisch, Hirn und Wurst. Der Fuchs aber behielt die ganze Zeit über die Mütze auf. Er hatte Angst, man könne ihn an seinen Ohren erkennen. Seinen Gastgeberinnen erklärte er: „Wohlhabende Leute wie ich brauchen beim Essen ihre Kopfbedeckung nicht abzunehmen." Plötzlich ertönte fernes Hundegebell. Die Schwestern freuten sich, und die ältere rief: „Hört, meine Brüder kehren von der Jagd zurück!" Der Fuchs jedoch bekam einen gewaltigen Schreck. Er wollte davonlaufen. Doch er besann sich und sagte: „Die Hunde werden mir meine Herden auseinandertreiben." Er lief hinaus und sprang auf einen Steinberg. Als die Hunde-Brüder unten vorbeiliefen, warf er Steine herab und erschlug sie. Die Schwestern aber ahnten nicht, was geschehen war. Der Fuchs kehrte in die Jaranga[3]) zurück, trank seinen Tee und machte sich schließlich auf den Heimweg. In der Nacht aber stahl er den Schwestern ihre Vorräte. Die Hunde-Mädchen, die vergeblich auf ihre Brüder gewartet hatten, erblickten am nächsten Morgen die leeren Vorratskammern. Sie kamen an den Steinberg und sahen ihre ermordeten Brüder. Da begannen sie bitterlich zu weinen, und die ältere der Schwestern klagte: „Wer nur hat uns so schweres Leid zugefügt?" Die jüngere dachte nach und sagte: „Ich glaube, es war der Fuchs." – „Das kann nicht sein", wandte ihre Schwester zornig ein, „der Fuchs war ja gar nicht bei uns!" Die jüngere Schwester jedoch erwiderte: „Ich habe gesehen, wie Ankakumikaityns Mütze beim Essen verrutschte. Mir schien, es sei der Fuchs gewesen, den wir bewirteten. Brüder haben wir keine mehr und auch keine Vorräte. Laß uns zu Ankakumikaityn laufen. Dort wird sich die Wahrheit herausstellen." Sie liefen los. Und als sie bei dem Nomaden-Wolf ankamen, begannen sie wieder zu weinen und erzählten ihm, was sich zugetragen hatte. Es stellte sich heraus, daß der Fuchs tatsächlich der Übeltäter gewesen war, denn der Wolf hatte die ganze Zeit über sein Lager nicht verlassen. Sie beschlossen, sich an ihm zu rächen. Zu dritt machten sie sich noch einmal auf den Weg zur Jaranga der Schwestern. Am anderen Tag kam wieder der Fuchs zu Besuch, und wieder war er angezogen wie Ankakumikaityn! Wieder trank er Tee, wieder aß er alle noch vorhandenen Leckerbissen, und wieder bewirtete ihn die ältere der Schwestern. Die jüngere lief indessen flink in den Natyk[4]) hinaus und rollte einen großen Stein vor den Ausgang. In dem Augenblick erschien der wahre Ankakumikaityn. Sie ergriffen den hinterlistigen Fuchs und fesselten ihn. Der Wolf fragte die Schwestern: „Was soll mit ihm geschehen, dem Räuber und Mörder?" Die ältere wußte es nicht. Die jüngere aber schlug vor: „Wir stecken ihn in einen Sack und schleppen ihn in die Tundra." Gesagt, getan. Dort packten sie den Fuchs, der vor Schreck in Ohnmacht gefallen war, auf einen Erdhügel. Die jüngere Schwester begann trockene Gräser und Reisig zusammenzutragen und häufte alles über den Gefangenen. Da bat die ältere von beiden: „Laßt uns ihn aus dem Sack holen und ihm die Fesseln lösen!" Die jüngere Schwester aber war nicht einverstanden: „Nein, er soll bleiben, wo er ist!" Die Mädchen fingen an zu streiten. Endlich befreite die ältere Schwester doch den Fuchs aus dem Sack und löste ihm die Fesseln. Ihre jüngere Schwester war indes noch einmal losgegangen, um trockenes Gras und kleine Äste zu sammeln. Wieder häufte sie alles über den Fuchs auf, der noch immer ohne Besinnung lag. Dann begann sie Steine übereinander zu schichten und baute einen Ofen, in dem sie nur eine Öffnung für den Luftzug ließ. Als sie damit fertig war, legte sie Feuer. Da endlich kam der Fuchs zu sich. Ankakumikaityn und die Hunde-Mädchen waren schon auf dem Rückweg. Unterwegs wurden sie plötzlich von einem Feuerball überholt! Es war der Fuchs, dem es doch noch gelungen war, aus dem Ofen zu springen, und der nun in seiner falschen, lichterloh brennenden Tracht wie eine Fackel in die Tundra floh. Seitdem, so heißt es, tragen die Füchse ein rotes Fell.

Der kleine Schütze

Vor langer, langer Zeit, damals, als wir Kereken noch ein großes Volk waren und riesige Rentierherden besaßen, fielen eines Tages böse Menschen über unser Land her. Sie kamen aus dem Hinterhalt, erschlugen die Männer unseres Volkes, trieben unsere Herden auseinander und führten Frauen und Kinder in die Gefangenschaft. Die kerekischen Frauen mußten ihnen alle häuslichen Arbeiten verrichten, und die kerekischen Jungen wurden gezwungen, für die Fremden als Hirten zu arbeiten. Zu eben dieser Zeit trug sich die Geschichte zu, die ich euch erzählen möchte:

Durch die weite, von Schnee und Eis bedeckte Landschaft fuhr ein Rentiergespann. In der Narte[5]) saß ein Kereke mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn. Der war erst zwei Jahre alt. Der Vater trug Pfeil und Bogen und sein kleiner Sohn ebenfalls. Damals war es Brauch, daß sich die Jungen, kaum daß sie das Laufen erlernt hatten, auch schon im Bogenschießen übten. Der Mann, die Frau und ihr kleiner Sohn ahnten nichts Böses. Doch plötzlich schrie die Frau laut auf: „Seht doch nur!" Der Mann sah sich um und erblickte ein fremdes Rentiergespann, das wie ein Wirbelwind hinter ihnen herjagte und immer näher kam. Der Kereke erriet, daß sie von einem Feind verfolgt wurden, und er trieb die Rentiere so an, daß die Narte in der vereisten Spurrinne wie wild hin und her tanzte. Weder Vater noch Mutter bemerkten, daß während der rasenden Flucht ihr Söhnchen aus der Narte fiel. Das kluge Kerlchen aber versteckte sich flink hinter einer der verharschten Schneewehen, die sich links und rechts der Spurrinne auftürmten, und spannte den Bogen.

Der Fremde war so sehr mit seiner Verfolgungsjagd beschäftigt, daß er den Kleinen nicht bemerkte. Er bremste genau vor dessen Nase das Gespann, um die Leinen zu ordnen. Der Junge schoß seinen Pfeil ab und traf den Feind ins Auge. Der schrie laut auf und hielt sich die Hand vor die Wunde. Noch einmal schoß der Junge und traf das andere Auge. Blind war nun der Feind. Hilflos die Arme von sich streckend, begann er umherzutorkeln. Er versuchte, seinen Widersacher zu ergreifen. Doch zwecklos waren alle seine Versuche. Immer wieder fiel er in den Schnee. Solange, bis ihn alle Kräfte verlassen hatten. Der Junge aber hielt sich vorsichtshalber die ganze Zeit über hinter der Schneewehe verborgen. Schließlich setzte sich der Feind auf einen Eishuckel und fragte: „Wer bist du, der du mich besiegt hast? Ich kann dich nicht sehen." – „Ich bin es, der dich besiegte", antwortete der kleine Junge. Als der Feind begriff, daß er von einem Knirps besiegt worden war, wunderte er sich sehr, ließ den Kopf hängen und versank in tiefes Nachdenken. Endlich sprach er: „Ich bin ein starker Mensch. Aber wenn ein so kleiner Junge wie du es verstanden hat, mich zu bezwingen, dann gibt es für mich kein Weiterleben mehr. Also töte mich!" Der Junge erwiderte: „Ich bin noch so klein, meine Kräfte werden nicht ausreichen, um dich zu töten." Der Feind aber bat: „Reich mir die Lanze von meinem Schlitten!" Der Junge tat es, und der Mann legte sich selbst die Spitze der Lanze an die Brust. Danach bat er den Kleinen, das andere Ende der Lanze in die vereiste Wand der Spurrinne zu stemmen. Der Junge tat, wie ihm geheißen. Da sprach der Feind zu ihm: „Nimm meine Rentiere. Du hast mich besiegt. Sie sind deine Beute. Setz dich in meine Narte und fahre deinen Eltern hinterher." Nach diesen Worten tötete der Feind sich selbst. Der Junge aber trieb die Rentiere an und fuhr davon... Und hier endet meine Geschichte.

Die Märchenillustration findet ihr auf Seite 56.

Die Kereken

...sind eines der kleinsten Völker der Sowjetunion. In ihrer Lebensweise und Kultur sind sie verwandt mit den Tschuktschen, die im äußersten Nordosten der Sowjetunion leben, und mit den Korjaken auf der Halbinsel Kamtschatka. Die Kereken betreiben vorrangig Meerestierjagd, Fischfang und Pelztierzucht. Das kleine Küstenvolk der Kereken lebt an den Gestaden des Beringmeeres. Auch das angestammte Gebiet dieses kleinen Nordvolkes jenseits des Polarkreises ist zur Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik gehörig, Kurzbezeichnung: Russische Föderation.

Gegründet am 7. 11. 1917.

Bevölkerung: Die Russische Föderation hat 137 500 000 Einwohner, nur 100 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Kereken.

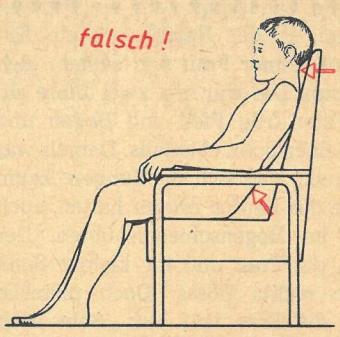
Lage: Die Russische Föderation liegt im Osten Europas und im Norden Asiens.

Territorium: Die Fläche der RSFSR beträgt 17 075 400 km².

Hauptstadt: Moskau.

Die Auswahl der Märchen für diese Serie erfolgte durch Gabriele Kleiner, die auch die Übersetzung aus dem Russischen besorgte.
Redaktion: Gisela Reller.

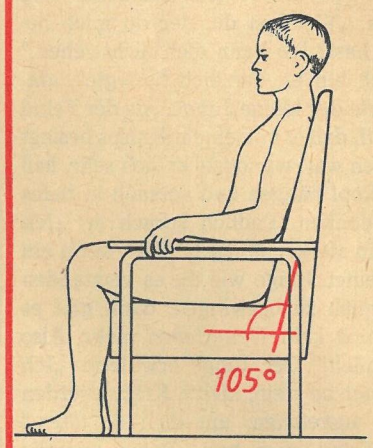
1) Kuchljanka: Oberbekleidung aus Rentier- und Robbenfell, bei der die Fellseite nach außen gekehrt ist
2) Torbasen: Fußbekleidung in Stiefelform mit der Fellseite nach außen
3) Jaranga: Zeltartige Wohnunterkunft einiger Nordvölker, mit Walroß- oder Rentierfellen abgedeckt.
4) Natyk: Der ungeheizte Teil der Jaranga.
5) Narte: Hundeschlitten der paläosiatischen Völker



So sitzt man falsch

In dieser Haltung werden Halswirbelsäule und Lendenwirbelsäule sowie der dazugehörige Bandapparat überlastet. Die Muskulatur verspannt und verkrampft sich.

In dieser Haltung wird neben der starken Belastung der Hals- und Lendenwirbelsäule (wie oben) die zur Verspannung und Verkrampfung neigende Muskulatur der Ober- und Unterschenkel stark beansprucht. Das kann Fersen-, Knie- und Hüftbeschwerden auslösen.



So sitzt man richtig

Der Kopf bleibt in Normalhaltung gering nach vorn gebeugt, die Schultern sind entspannt nach unten gesenkt. Dabei versuchen, den Hals lang zu machen. Der Rücken (Brust- und Lendenwirbelsäule) ist bei 105° Neigung der Sitzlehne angelehnt. Die Ober- und Unterschenkel befinden sich in einem Winkel von 90°.

Zeichnungen: Dr. Bernd Schönberger

Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

FOLGE 2

Wie man richtig sitzt

Diesmal geht es unserem Autor um eine Körperhaltung, die wir häufig und oft zu lange hintereinander einnehmen – in Bahn und Bus, in Wartezimmern und Konzertsälen, vor Kinoleinwand oder Bildschirm, beim Essen, Schreiben, Angeln, Lesen, Stricken… Und nicht wenige Leute verbringen berufsmäßig viele Stunden auf Stühlen, sozusagen im „Amtssitz". Dabei sitzt mancher fest im Sattel, ein anderer gerade in der Tinte, der nächste auf hohem Roß oder an der Quelle – so fest sitzt sogar in Redewendungen das Sitzen. Wer jetzt schon wie auf Kohlen sitzt, Geduld, wir kommen gleich zu Stuhle. In der Einführung des Kurses zum Training der Muskulatur („Auf die Balance kommt es an", Folge 1, FW 24/87) hatte Professor Großhans darauf hingewiesen, daß Bewegungsmangel, aber auch falsche Bewegungsübungen und Körperhaltungen sowie Übergewicht den frühzeitigen Verschleiß der Gelenke und vor allem der Wirbelsäule begünstigen. Bevor es mit Übungen zur Dehnung verkürzter und zur Kräftigung erschlaffter Muskeln losgeht, wollen wir falsche von richtigen Körperhaltungen unterscheiden lernen:

Das Sitzen ist für den Organismus eine Ruhe-, eine Erholungshaltung. Für die Wirbelsäule ist es aber eine Belastung, weil die Muskulatur dabei nicht beansprucht wird, sie bleibt inaktiv. Dadurch ruht das ganze Körpergewicht auf den Bandscheiben der Wirbelsäule und verursacht besonders bei ungünstigen, also falschen Sitzhaltungen Überlastungsstörungen und -schäden. Als Folge kommt es zu Muskelverspannungen und Beschwerden im Bereich der Wirbelsäule, des Kopfes, der Arme, der Hüftgelenke und der Beine.

Sitzt man richtig, erhält die Wirbelsäule eine gute Unterstützung durch die Rückenlehne, die Muskulatur im Bereich des Nackens und der Schulter ist entspannt und die Hüft- und Kniegelenke befinden sich in einer schonenden Mittelstellung. Natürlich sollte man nicht vorschreiben und auch nicht erwarten, daß man zum Beispiel bei einer sitzenden Beschäftigung oder zum Zwecke des Ausruhens dauerhaft so sitzt. Dies würde letztlich auch wieder zu Verkrampfungen der Muskulatur und damit zur oben besprochenen Belastung führen. Man sollte sich aber dessen bewußt sein, daß nach längerem Sitzen die richtige Haltung auf Stuhl oder Sessel, von Zeit zu Zeit für wenige Minuten eingenommen, eine Entspannung und Entlastung darstellt. Will man schmerzhafte Überlastungsbeschwerden vermeiden, so sind solche „Schaltpausen" richtigen Sitzens unbedingt erforderlich. Läßt man das zu einer Gewohnheit werden, kann man zum Beispiel weite Autofahrten oder auch einen langen Fernsehabend ohne nachfolgende Probleme meistern.

Dies ist die erste einer Reihe weiterer Empfehlungen, aber schon jetzt möchten wir alle Leser darum bitten, sie auszuprobieren, eigene Erfahrungen zu sammeln und uns mitzuteilen. Dabei müssen wir natürlich darauf aufmerksam machen, daß der eigentliche Erfolg – eine Linderung und Beseitigung von Beschwerden – erst nach längerfristiger Beachtung der Hinweise beziehungsweise Ausführung der Übungen zu erwarten ist. Etwas Geduld und Beharrlichkeit ist also angemessen. Was falsches Liegen alles verbiegen kann, darüber in der nächsten Folge.

Außer Konkurrenz

Wir möchten einen Versuch unternehmen, noch etwas zu Ihrem Reise-Foto-Wettbewerb abzugeben. Ende August waren wir in Vilnius, und es dauert ja immer eine Zeit, bis Farbfilme entwickelt werden. So verstrich der Einsendetermin… Wir, das sind sechs reiselustige Frauen – unser Kollektiv Mikrobiologie Markkleeberg. In jedem Jahr lassen wir Männer und Kinder zu Hause und fahren ins Ausland. Dieses Jahr verbrachten wir zehn sonnige Tage in der litauischen Hauptstadt. Ein Professoren-Ehepaar hatte uns eingeladen, ehemalige Gastdozenten an der Karl-Marx-Universität, an der auch wir tätig sind. Im Kampf um den Titel „Kollektiv DSF" hatten wir die beiden in unsere Veranstaltungen einbezogen. Ob wir mit unserer Aufnahme aus Trakai „Sechse kommen durch die ganze Welt" noch teilnehmen können?

B. Prietzel

Schade, für die Wertung war es zu spät, nicht aber für unsere Bewunderung Ihrer Unternehmungslust! Übrigens wissen wir, daß Sie den Ehrentitel zum 13. Mal verteidigen. Dazu gratulieren wir Ihnen!

Sie fragen – wir antworten

Heute: Amazonen

Ich habe immer gehört, Amazonen hätte es nach der griechischen Sage in Kleinasien gegeben. Nun behauptete jemand, auch auf dem Territorium der heutigen UdSSR hätten solche streitbaren Frauen gelebt.

Klaus Fischer, Berlin

Es stimmt. Archäologen entdeckten bei Ausgrabungen am südlichen Don solche Spuren. Auf einer Vase aus einem Grabhügel war eine Frau abgebildet, die in der linken Hand einen Speer zum Wurf hebt. In vielen dieser Grabhügel aus der Samatenzeit sind Frauen bestattet, als Beigaben fand man neben goldbestickten Kleidern, Schmuckstücken, Spiegeln und Flakons auch Schwerter, Dolche und Köcher mit Pfeilen. Selbst in Mädchengräbern lagen Waffen. In einem jüngst geöffneten Hügelgrab lagen fünf im Kampf getötete Krieger. Den Ehrenplatz nahm jedoch eine Frau ein. Neben einer Sammlung von Duftfläschchen lagen ein Speer und Pfeilspitzen.

(Nach APN)

Schon Streusand bereitgestellt? Es könnte immerhin sein, daß der Winter einiges an weißer Pracht bereithält… Seine idyllische Seite fotografierte Fritz Martin, Torgau, in Rübezahls Reich in der ČSSR.

Preisfrage

Heft 25/87

Welche sibirische Stadt feierte in diesem Jahr ein Jubiläum?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 1/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 16. Dezember 1987. Auflösung von Heft 23/87: Karpowka-Ufer Nr. 32. Wir gratulieren Heinz Märkl, Lichtentanne.

Doppelt und dreifach

Mein 13jähriger Sohn stellte mir kürzlich eine Frage, die ich nicht beantworten konnte. Da Sie in den Heften 9 und 11/87 Beiträge über Zwillinge brachten, hoffe ich, Sie können auch uns bei der Beseitigung einer Wissenslücke helfen: Gibt es bei Drillingen, Vierlingen ... die Möglichkeit, daß sie entweder eineiig oder dreieiig, viereiig ... sein können? Und gibt es auch Mischformen?

Renate Englisch, Leipzig

Bei Drillingen, Vierlingen, Fünflingen usw. können sich Kombinationen zwischen eineiigen Zwillingen und Mehrlingen ergeben. Es gibt Mischungen von Einzelfrüchten und von erbverschiedenen Mehrlingen, aber auch eineiige erbgleiche Drillinge, Vierlinge usw. In der Literatur wurden einmal Fünflinge beschrieben, die man als eineiige Drillinge in Kombination mit zweieiigen Zwillingen erkannt hat. Drillinge sind immer noch selten, Vierlinge erst recht. In Asien sind Mehrlinge wesentlich seltener als in Europa, hier wiederum treten sie im Norden häufiger auf als im Süden. Warum dies alles so ist, beschäftigt die Zwillingsforschung schon lange und wird sie noch weiter beschäftigen.

MR Dr. Edith Graupner

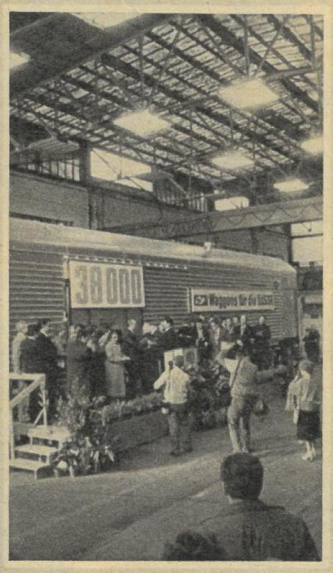
Raritäten en gros

Die Folge 4 Ihrer Serie „Botanik des Hochgebirges" (FW 20/87) zum Edelweiß habe ich mit besonderem Interesse gelesen. Erst kürzlich bin ich von einer Reise in die Mongolische Volksrepublik zurückgekehrt und kann Ihren Bericht nur bestätigen: Ganze Wiesen und Berghänge im Terelschtal unweit von Ulan-Bator waren voll von dieser für uns so seltenen Blume.

Elke Hoffmeister, Berlin

Jubiläums-Jubiläum

Eine Ergänzung zu Ihren Berichten über Maschinenexport DDR–UdSSR: Auf einem Meeting übergaben die Werktätigen des VEB Waggonbau Dessau das 38 000. Fahrzeug an die UdSSR. Damit erfüllten sie vorfristig eine Wettbewerbsverpflichtung zum Oktoberjubiläum. Hintereinandergereiht würden alle bisher gelieferten Wag-



gons auf einer Gleisstrecke von 760 Kilometern stehen.

Klaus-Dieter Jänicke, Dessau-Alten

Aber meine Männer!

Ihren Beitrag über Professor Janda aus Prag und seine Physiotherapie („Kraft im Bizeps – Saft im Trizeps", FW 22/76) habe ich mit dem Gefühl der Bestätigung eigener Erfahrungen gelesen. Da ich im Familienkreis ein Rufer in der Wüste bin, möchte ich bei Ihnen etwas von dieser Erfahrung loswerden. Vor drei Jahren bekam ich nach einer zugegebenermaßen etwas ausgedehnten Gymnastik Schmerzen in den Knien, die nicht nachließen. Befund: Chondrose. Therapie: Tabletten, Salbe, Ultraschall. Und eine eventuelle Operation. Als ich wegen einer Arthroskopie mehrere Tage im Krankenhaus lag, wurden mit meiner Bettnachbarin isometrische Übungen durchgeführt. Das wäre was für mich, dachte ich. Mit den Übungen für die Knie begann ich. Dann – da ich einen positiven Einfluß zu spüren meinte – fing ich mit Übungen für die Wirbelsäule an. Denn manchmal hatte ich nicht mehr gewußt, wie ich im Bett liegen sollte. Jetzt absolviere ich ein tägliches Viertelstundenprogramm, kann wieder marschieren wie früher, habe keine Schmerzanfälle mehr in der Wirbelsäule. Aber meine Männer! Sie jammern, schlucken Tabletten, aber denken Sie, sie spannen auch nur einen Muskel an?

Lisa Knoll, Weimar

„Das ist eine sehr schöne Bestätigung unserer Erkenntnisse", sagte der Autor unseres nebenstehenden Muskelkurses zu Ihrem Brief, liebe Frau Knoll. Rufen Sie also weiter!

Vorwitzige Fische

In Heft 23/87 ist auf der Seite 40 die Zeichnung mit den Tierkreiszeichen. Sie haben etwas vertauscht, nach Steinbock kommt Wassermann, dann die Fische!

Karl-Heinz Wirth, Naumburg

Da haben die Sterne aber geflunkert – und wir haben es nicht gemerkt!

Modevariationen

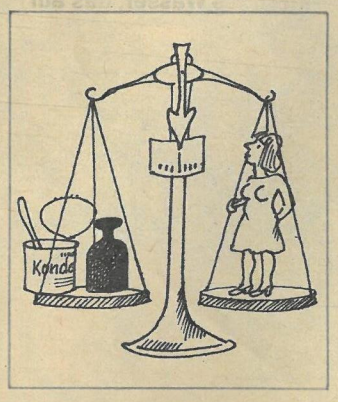
Als eine modebewußte Frau (Alter 44 Jahre) hat es mir natürlich Slawa Saizew besonders angetan („Bei Frost wärmstens empfohlen", FW 22/87). Ich freue mich jedesmal über seine ausgefallenen und sehr schönen Modelle ...

Maria Kubale, Potsdam

Modeinteressiert zeigten sich Kolchosmitglieder (Alter mindestens 84 Jahre) in der Turkmenischen SSR, als Mannequins des Aschchabader Modehauses eine nach nationalen Traditionen gestaltete Kollektion vorführten (Foto unten).

Kalorien-Schwemme

Amüsant fand ich die Doppelseite über Humor und Waagemut (FW 21/87). Das Thema inspirierte mich zu einer Geschichte: Nachdem wir jahrelang ohne Kalorientabellen und sonstige gute Ratschläge seitens der Massenmedien gelebt haben, uns dabei sogar wohl fühlten und kaum Gewichtsprobleme hatten, konnten auch wir uns eines Tages nicht mehr dem leidigen Problem entziehen. Animiert durch Funk und Fernsehen hängten wir eine große Nährwertübersicht in

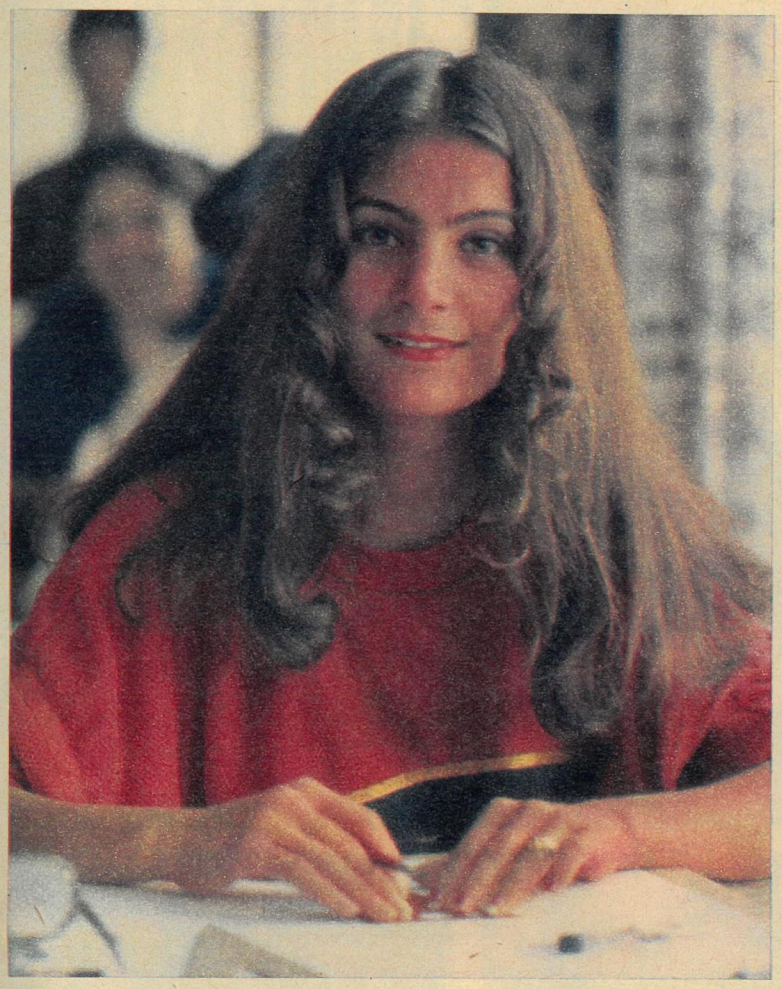


die Küche, es gibt mehrere Waagen und selbstverständlich liegt ein Taschenrechner bereit. Wieder einmal ist es Sonntag. Ich bereite das Mittagessen vor. Mein Mann erkundigt sich, was es gäbe. Zeitgemäß antworte ich, es seien 1000 Kalorien: Erster Gang 300, zweiter 500 und Nachspeise 200. Wir essen. Beim Dessert bittet mein Mann, ob er ausnahmsweise 400 Kalorien bekommen könne. Ich lehne entschieden ab mit dem Hinweis, daß er beim Frühstück bereits 300 Kalorien zuviel gegessen habe. Er schluckt, ißt langsam weiter. Als er sich zum Mittagsschläfchen hinlegen will, weise ich ihn zurecht, er solle sich lieber bewegen – zum Beispiel den Mülleimer nach unten bringen. Er greift nach dem Eimer und entdeckt – die leere Blechdose, die vor wenigen Stunden noch gezuckerte Kondensmilch enthielt. Heimlich hatte ich sie ausgelöffelt, meinem Heißhunger auf Süßes erlegen! Mein Mann sieht mich an, seine Pupillen weiten sich und laut rechnet er mir vor, das seien 20,2 g Eiweiß, 20,6 g Fett und 107 g Kohlenhydrate, ich brächte also nunmehr 68 kg und 25 g auf die Waage! Stumm drückt er mir den Mülleimer in die Hand!

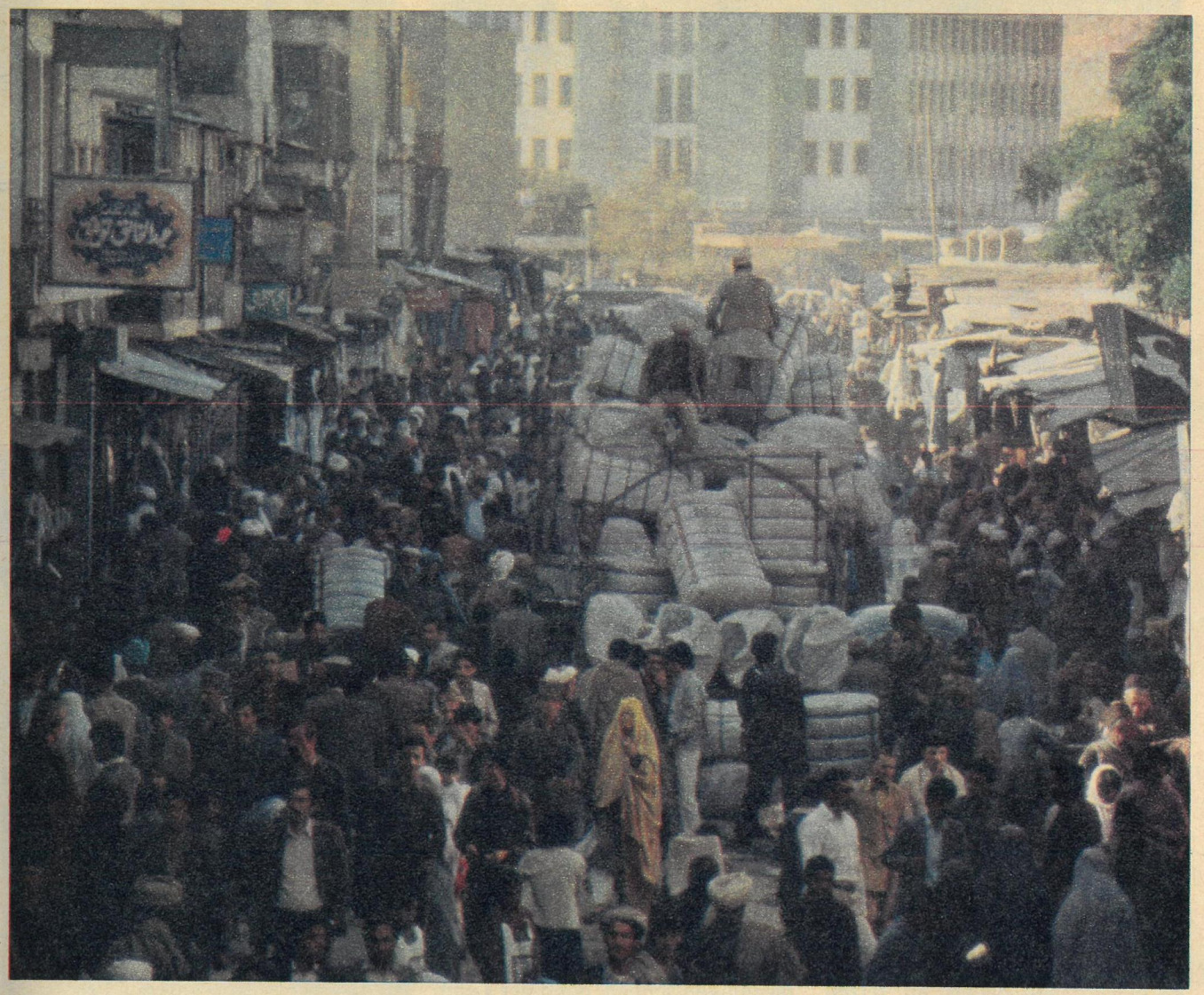
Sonja Drechsler, Frankenberg

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Klaus-Dieter Jänicke, TASS; Vignette: Martin Kotsch

Ein Dach über dem Kopf...

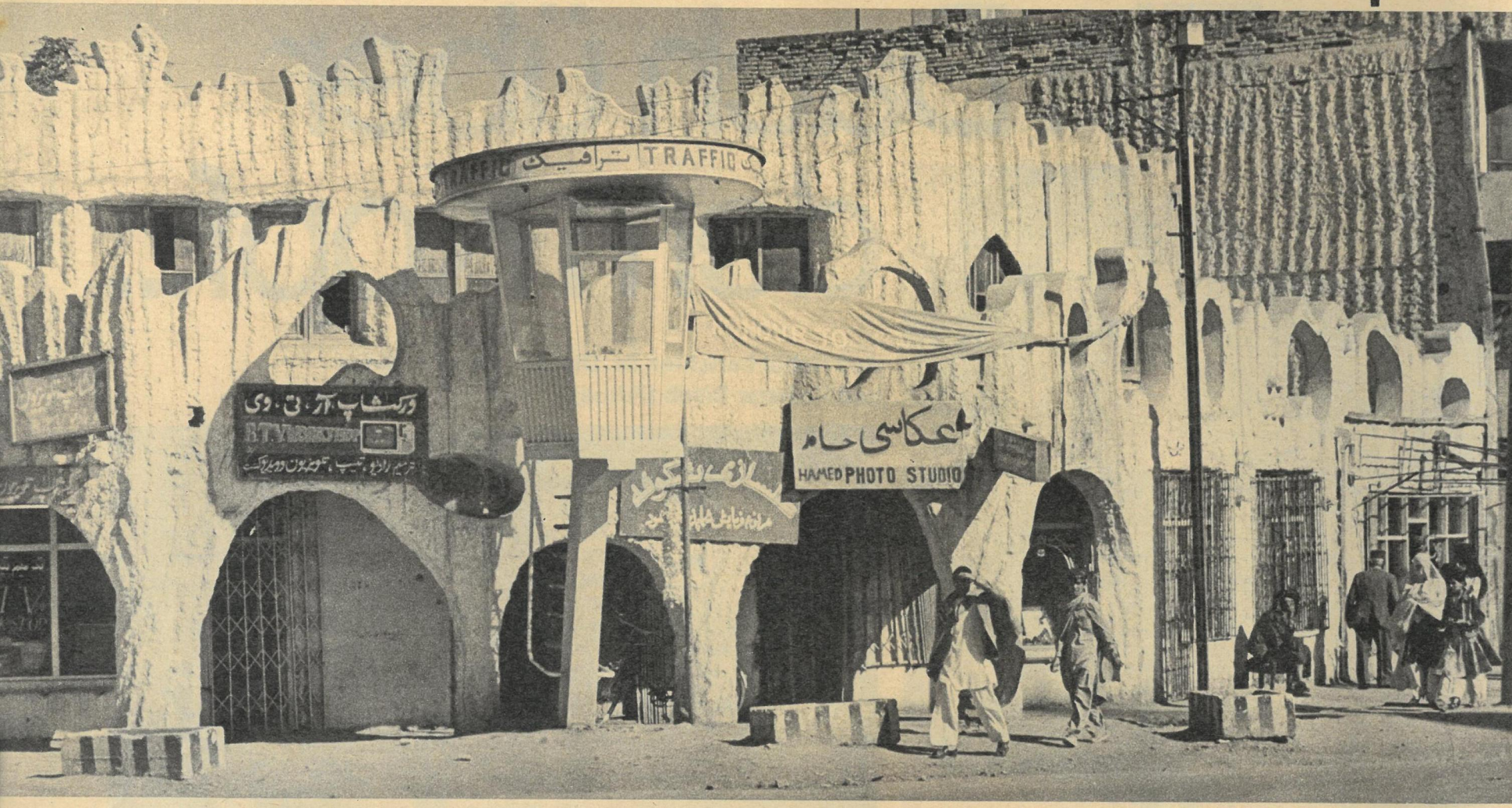


Aus Kabul berichten Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)



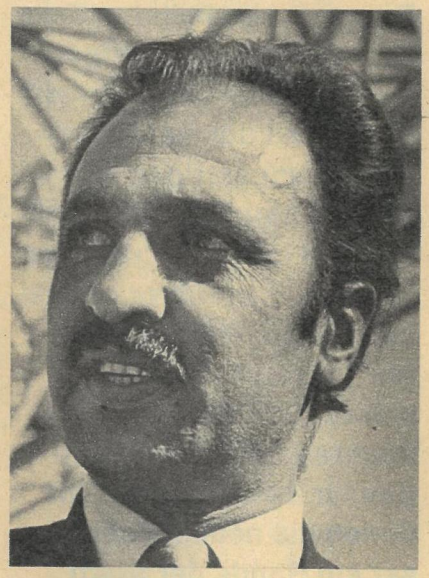
Im Halbkreis hocken die Frauen in der hellsten Ecke der Werkhalle. So mögen sie einst ums Ofenloch auf den Höfen der traditionellen festungsartigen Wohnstätten afghanischer Großfamilien gesessen und das tägliche Fladenbrot gebakken haben. Was sie jetzt tun, ist nicht minder schwer und wichtig: Sie flechten Eisenbewehrungen für Betonplatten, mit denen die neuen Wohnhäuser am Rande der Stadt montiert werden. Entworfen vielleicht auf den Reißbrettern der ersten eigenen Architekturklasse am Kabuler Polytechnischen Institut. Wo man – vor kurzem noch undenkbar – auch immer mehr Mädchen findet. Bescheidene Anfänge eines neuen Lebensgefühls, das nun vor allem des Friedens bedarf.

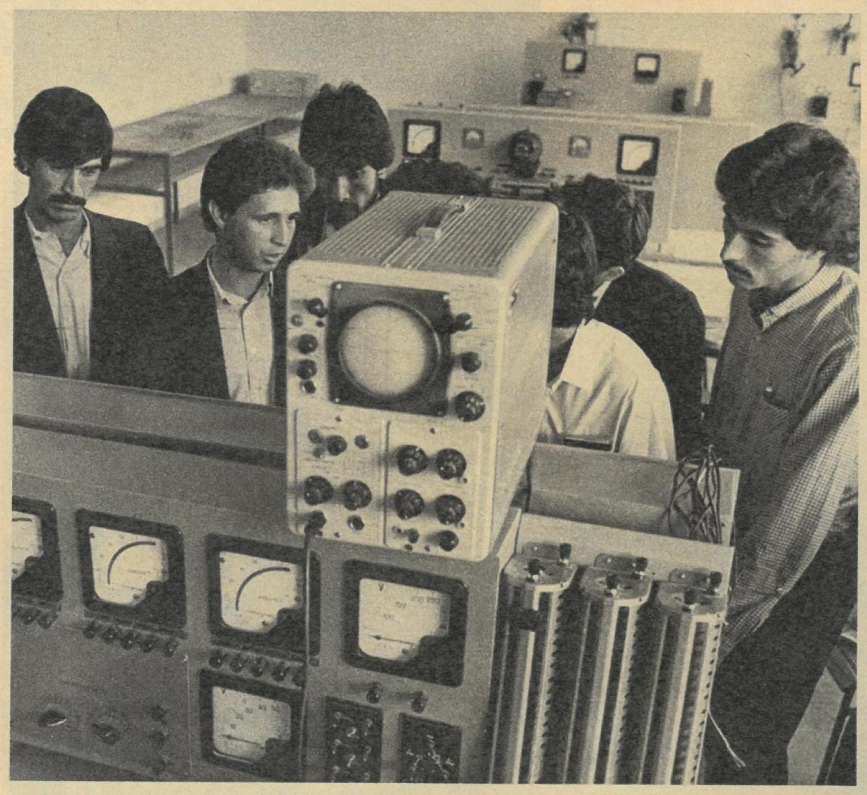
Ein Dach über dem Kopf ...



Kabuls Altstadt ist wie ein schillernder Bilderbogen anzuschauen

Ing. Hamid Raufi, Direktor des Kabul Housing Construction Complex





Studium an der Polytechnischen Hochschule von Kabul: Das Land braucht alle Hände zum Zupacken und auch Köpfe, die mit der Technik umzugehen verstehen

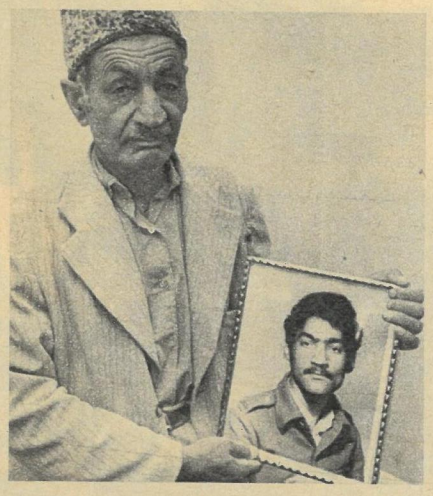
Kabul macht dem Ankömmling den Zugang nicht leicht. Berge umschließen es, zweitausend Meter über dem Meeresspiegel gelegen, von allen Seiten. Im Westen stoßen die Wolken an die Paghman-Kette, im Norden sind es die Vier- bis Fünftausender des Hindukusch, und auch im Osten und Süden stellen sich scharfzackige Höhenzüge in den Weg.

Als die Stadt zu Beginn unserer Zeitrechnung gegründet wurde, wuchsen noch an den Berghängen üppige Wälder und war im Talkessel eine sumpfige Niederung. Wie kleine Inseln ragten allein Dutzende Hügel heraus, auf denen Afghanistans Hauptstadt heute steht und die sich bis ins Zentrum der City hineinschieben.

Nimmt man, wie wir, den Weg zu einem der Randbezirke, dann trifft man zunächst auf lange Straßenzüge mit ein- und zweistöckigen Lehmziegelhäusern, jedes für sich zu einem Gehöft geschlossen. An der oberen Etage, meist unfertig, wird ständig herumgewerkelt. Ganz weit draußen schließlich kleben die ärmsten der Häuschen wie Schwalbennester an den steilen Hängen. Hier siedeln sich die landlos gewordenen Bauern an, setzen eine Hütte neben die andere. Aus dem Material, das die inzwischen kahlen Berge und der längst ausgelaugte Boden noch herzugeben vermochten: Bauten aus einem Gemisch von Erde und Kameldung, der freilich vorzüglich isoliert. Doch sobald das schützende Dach fehlt, verfallen die einfachen Behausungen schnell, denn der Lehm

Schaschlyk-Verkäufer in der Chikkenstreet, der berühmtesten Straße der Stadt (Foto oben)

Bewohnt eine der Neubauwohnungen (Foto links) in der Arbeitersiedlung des Werkes: Maurerbrigadier Mahfus (Foto unten), dessen Sohn Abdulla-Assis im Kampf gegen Banditen gefallen ist



wird von jedem Regen abgewaschen.

„In einem solchen Haus ist auch mein Vater geboren worden", sagt Hamid Raufi. Der stämmige Afghane mit dem wettergegerbten Gesicht ist Direktor des Kabuler Wohnungsbaukombinats. „Und als dann – wie es Brauch ist – der Tag gekommen war", erzählt er weiter, „mir, dem ältesten Sohn, seine Geburtsstätte zu zeigen, und wir in sein Heimatdorf fuhren, war das Haus nicht mehr aufzufinden! Vom Regen weggespült und vom Winde verweht..."

So ist es über Jahrhunderte gewesen: Ganze Orte verschwanden, wie vom Erdboden verschluckt, wenn etwa bei einer Hungersnot – die letzte große war 1969–72 – die Menschen mit dem wenigen, was sie hatten, davonzogen und Unterkommen in den Armenvierteln der periodisch anschwellenden Vorstädte suchten. „Nie werde ich Vaters Verzweiflung vergessen, als ich seine Hand ergriff und wir unser Dorf verlassen mußten." Faßte da schon Direktor Raufi den Entschluß, Bauingenieur werden zu wollen? Um Häuser ganz anderer Art zu bauen, die seine Kinder noch ihren Kindern stolz vorzeigen können?

Ein mittelalterliches Freilichtmuseum?

„Nein!" erwidert Hamid Raufi, der in späteren Jahren durch einen Zufall ans Kabuler Polytechnische Institut kam, das von der Sowjetunion in den 60er Jahren ausgerüstet worden war, und dort studierte. „Baufacharbeiter, Ingenieur – das war zunächst noch ein unvorstellbarer Gedanke für einen Jungen aus dem Volk, das zu den ärmsten der Welt gehört."

In der Tat: Afghanistan steht auch heute auf der UNO-Liste der zwanzig am wenigsten entwickelten Länder der Erde. Rund zwei Fünftel der Bevölkerung leben diesen Angaben zufolge in „absoluter Armut" – was immer man darunter zu verstehen hat. Westliche Weltenbummler und Journalisten, die das gebirgige Land bis Ende der 70er Jahre intensiv bereisten, nannten es spöttisch eine „vom Hindukusch eingeklemmte Enklave des Mittelalters" und deckten sich billigst mit Lammfellmänteln, Teppichen, Kupfer- und Silbergeschirr ein. Von Nixon, als er noch Präsident der USA war, stammt die ironische Bemerkung, man solle doch Afghanistan, wo wegen des dort geltenden islamischen Sonnenkalenders sowieso erst das 14. Jahrhundert gezählt werde, als ein mittelalterliches Freilichtmuseum für die übrige Menschheit erhalten...

Bis heute gibt es in Afghanistan nur vergleichsweise wenige und kaum große Industriebetriebe. Die landwirtschaftliche Produktion macht immer noch über 60 Prozent des Bruttosozialproduktes Afghanistans aus. Und die DRA ist zwar ein Agrarland (übrigens flächenmäßig sechsmal so groß wie die DDR), aber nur gut ein Zehntel der gebirgigen Fläche ist landwirtschaftlich kultivierbar, und nicht ganz die Hälfte kann für die Viehzucht genutzt werden. „Bei einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von über drei Prozent ist da trotz einer Boden- und Wasserreform auf dem Lande, die dort die Menschen halten soll, eine weitere Urbanisierung nicht aufzuhalten! Man braucht in den Städten immer mehr Wohnungen", sagt Hamid Raufi und lädt uns zu einem Rundgang durch sein

Ein Dach über dem Kopf...

Kombinat ein, das jetzt 4600 Arbeiter und Angestellte beschäftigt.

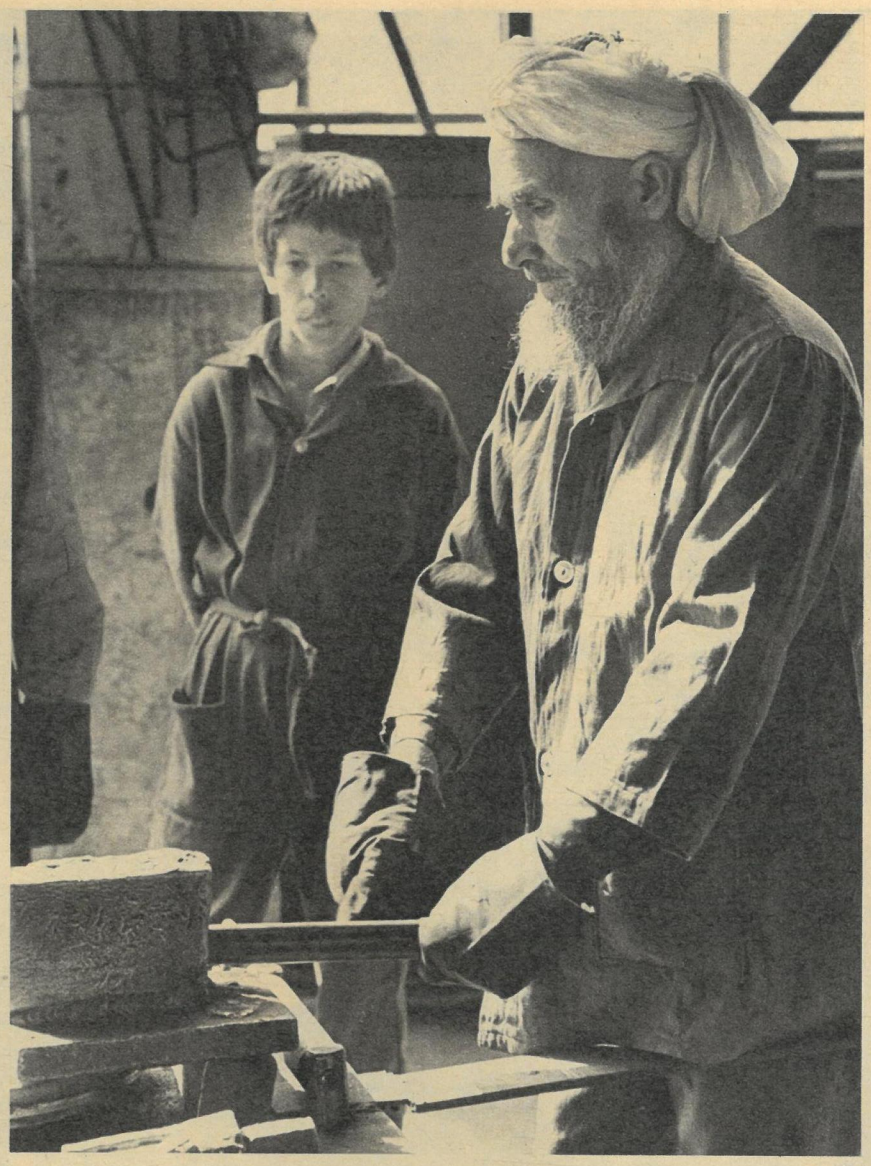
Häuser bauen in Kabul

In der langgestreckten Halle stehen Drahtschneidemaschinen und Schweißautomaten. Sie könnten auch in einer Plattenfabrik am Rande von Cottbus oder Schwerin sein. Nur, daß sie von Arbeitern bedient werden, die anstelle der bei uns geforderten Schutzhelme grüne Armeekäppis, weiße und blaue Turbane und flauschige Feldmützen tragen.

Das Werk – ein Geschenk der Sowjetunion – nahm 1965 seine Produktion auf, nachdem dafür drei Jahre zuvor der Grundstein gelegt worden war. „Projektiert war es für eine Jahresleistung von 35 000 Quadratmetern Wohnungsfläche und hat in den ersten vier Jahren auch die volle Kapazität gebracht", erzählt Hamid Raufi. Doch dann fällt die Kurve der jährlich fertiggestellten Wohnfläche auf der Grafik an der Wand in seinem Arbeitszimmer. Und das, obwohl die Slums der Vorstädte nach der Hungersnot von 1969–72 nur noch größer geworden waren, der Wohnungsmangel geradezu unvorstellbare Ausmaße angenommen hatte. „Die reaktionären Kräfte, welche Anfang der 70er Jahre in der Regierung die Oberhand gewannen, versuchten die Produktion zu drosseln, diesen sozialen Wohnungsbau überhaupt einzustellen..."

Erst die Führung der Demokratischen Volkspartei Afghanistans, die mit der Aprilrevolution auch einen Schlußstrich unter die Korruption einer kleinen feudalaristokratisch-bürgerlichen Clique und ihre Gleichgültigkeit gegenüber der Not des Volkes ziehen wollte, forcierte den sozialen Wohnungsbau wieder als „wichtigstes Vorhaben im Sozialwesen", wie es in den Direktiven zum afghanischen Fünfjahrplan heißt. Die Ausgangssituation war katastrophal: Nach dem April 1978 stellte der Kabuler Stadtrat fest, daß 40 000 Häuser – die Hälfte des gesamten Wohnungsfonds – eigentlich unbewohnbar sind. „1980/82 wurde unser Betrieb erweitert und vergrößert und erreichte eine Produktionskapazität von 51 000 Quadratmetern pro Jahr", sagt Hamid Raufi. „Doch die Wohnungsnot ist durch die Landflucht infolge des unerklärten Krieges weiter gestiegen, weshalb wir jetzt mit einer zweiten Phase der Rekonstruktion begonnen haben. Sie wird Ende 1989 abgeschlossen, und dann werden wir jährlich 100 000 Quadratmeter Wohnfläche errichten."

Die Summe von 114 Millionen Afghani stellt der Staat für die Verwirklichung des Programms zum Wachstum der Produktion, aber auch der Sozialleistungen für die Beschäftigten im Bauwesen bis 1990 bereit. Das ist 1,3mal mehr als in den letzten fünf Jahren. Wichtigste Aufgabe für diesen Bereich ist die Erhöhung der Effektivität der Investitionen.



In der Berufsschule des Wohnungsbaukombinats: Man sieht beileibe nicht nur ausländische Lehrer und Ausbilder, die hier tätig sind

Kabul wurde auf einer Vielzahl von Hügeln errichtet: die Architektur kennt keine Stilrichtungen und -zwänge und ist voller sozialer Kontraste (Foto linke Seite)

Daß nicht nur einheimischen Spekulanten und Geschäftemachern seinerzeit der soziale Wohnungsbau in Afghanistan ein Dorn im Auge gewesen sein dürfte, wird uns später aus der Erzählung des Maurerbrigadiers Mahfus klar, den wir in seiner Neubauwohnung in der Arbeitersiedlung des Werkes besuchten. Früher mußte er bei einer Hoch- und Tiefbaufirma der BRD für nicht einmal 500 Afghani Handlangerdienste ohne irgendwelche soziale Absicherung leisten. Heute verdient er, der zu den Glücklichen zählt, die eine solche Arbeit haben, monatlich knapp 3500 Afghani, hinzu kommen eine Krankheits- und Unfallversicherung, Rentenanspruch, das Recht auf bezahlten Urlaub, auf Bildung und Kündigungsschutz, welcher in dem Arbeitsgesetz enthalten ist. Und natürlich nicht an letzter Stelle die Wohnung in der Siedlung hier!

„Unser Betrieb ist der erste im Lande, der nach der Revolution mit Unterstützung der Partei eine Arbeitersiedlung für Betriebsangehörige zu bauen begonnen hat", sagt Hamid Raufi. „Jetzt sind zehn Häuser fertig, fünfundzwanzig weitere sollen noch hinzukommen. Die bisher insgesamt 500 Wohnungen werden zu über zwei Dritteln von Arbeitern und der Rest von Angestellten und Ingenieuren bewohnt. Für eine 2-Zimmer-Wohnung zahlt man 10 Prozent seines Einkommens, für drei Zimmer 15 Prozent und für vier 20. In der Siedlung wird jetzt ein Kindergarten gebaut, es gibt schon Dienstleistungseinrichtungen, eine Poliklinik, staatliche Geschäfte..."

Ein Zuhause für Kamela

„Ich wüßte nicht, wie ich sonst meine Tochter und mich durchbringen sollte", sagt die 24jährige Kamela, eine der Eisenflechterinnen. Sie meint die Arbeit im Werk, die kleine Wohnung in der Arbeitersiedlung und auch den Lebensmittelladen dort. Bei einer jährlichen Preissteigerungsrate von 20 Prozent reicht das Einkommen vieler Familien nicht für den Einkauf auf dem Markt, und sie sind auf das Mehl, den Zucker und das Speiseöl angewiesen, deren Preise der Staat stützt und ihnen die Waren bedeutend billiger auf Bezugsscheine verkauft.

„Daß die Regierung ihr Versprechen von stabilen Preisen nicht halten konnte", sagt unser afghanischer Dolmetscher, „ist auch eine Folge des unerklärten Krieges, der unserer Wirtschaft schon einen direkten Schaden von über 45 Milliarden Afghani gebracht hat. Jeder dritte Afghani des Haushalts, jeder dritte Meter Stoff, jedes dritte Fladenbrot ging an die Soldaten des Volkes. Manches stände noch schlimmer, hätte man nicht damit begonnen, Hashare durchzuführen – eine Art unbezahlter Arbeitseinsätze, in denen Schulen und Brükken repariert und Straßen wieder instand gesetzt werden. In der Provinz Balch entstand so ein Krankenhaus, viele Häuser für die Familien von Gefallenen wurden gebaut..."

Auch Kamela hat ihren Mann verloren. Allerdings war er einer der Führer der „Duschmanen", wie die konterrevolutionären Banden hier genannt werden und was soviel wie „Feinde" bedeutet. Ein zwar zutreffendes, aber schwerwiegendes Wort in einem Kulturkreis, zu dessen Traditionen die Blutrache mit all ihren Folgen für die Familienmitglieder eines Verfemten gehört. Aber als Kamelas Mann in den Bergen gefallen war, hatte sie doch den Mut gefaßt, sich kurzerhand mit ihrem Kind in die Stadt durchzuschlagen. Hin zu den Menschen, die ihr Mann für seine Feinde hielt. Sie erzählte dort ihre Geschichte – und man gab ihr Arbeit und das Dach über den Kopf...

„Wir appellieren an alle, aktiv an der historischen Erneuerung und der nationalen Wiedergeburt des Landes teilzunehmen", erklärte Anfang des Jahres Dr. Najibullah, der Generalsekretär des ZK der Demokratischen Volkspartei Afghanistans und Vorsitzende des Revolutionsrates der DRA und dessen Präsidiums. Am 15. Januar 1987 begann die von der Partei- und Staatsführung verkündete einseitige Feuereinstellung. „Doch nicht alles gelang uns so, wie wir es geplant haben", mußte Dr. Najibullah jetzt feststellen. „Große Hoffnung setzten wir auf den Waffenstillstand. Doch er blieb einseitig. Wir hielten ihn 52 Tage lang ein, bis der Beschuß unserer Siedlungen und Verkehrswege verstärkt wurde..." Nichtsdestotrotz: 30 000 Aufständische, die noch zuvor die Bevölkerung terrorisierten, mordeten und Sabotageakte begingen, folgten dem Aufruf zur nationalen Aussöhnung. Mehr als 100 000 Flüchtlinge kamen als Heimkehrer aus Pakistan und Iran – trotz aller Hindernisse, die ihnen dort in den Weg gelegt wurden... Für manche von ihnen entstehen in Kabul und anderen Städten auch neue Häuser. Zu viele Konzessionen?

Anstelle einer Antwort bekommen wir eine alte afghanische Volksweisheit zu hören: „Kein Berg ist zu hoch, als daß ihn ein Mensch nicht überqueren könnte."

Vorsicht, der Schatun geht um!

Die reinste Idylle, in die FW-Reporter Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos) da hineingeschneit sind: eine Blockhütte im Herzen Sibiriens, meilenweit von jeder menschlichen Siedlung entfernt. Ilja ist gerade von der Jagd zurückgekehrt, Auerhahn und Zobel seine Beute, Jack kann seine Hundenase nicht voll genug bekommen, Arkadi und Semjon bereiten schon die Fischsuppe für das Abendbrot. Doch ganz so friedlich ist die Taiga nun auch wieder nicht...

Vorsicht, der Schatun geht um!

Als sich das Hubschraubergeknatter verzogen hat, legt sich die weiße Stille wie Watte auf unsere Ohren. Da haben sie uns nun ausgesetzt auf eine Lichtung inmitten der Taiga! Immerhin ist Semjon bei uns, der wird schon wissen, wie es weitergeht; Schlafsäcke, Proviant und Streichhölzer haben wir auch. Semjon steht einer Schar von 48 Berufs- und 34 Amateurjägern vor. Ihr Revier ist der Rayon Kirensk an der Oberen Lena, ein Kreis von halber DDR-Größe, in dem etwa 30 000 Menschen wohnen, die meisten im Kreisstädtchen. Gejagt werden Eichhörnchen, Zobel, Hermelin, Fuchs, Rebhuhn, Auerhahn, Hase, Wolf, Bär und Elch. Im vergangenen Jahr brachten Semjons Leute über 260 000 Pelztiere zur Strecke, davon 4000 Zobel. Und jetzt – vom 15. Oktober bis zum 15. Februar – ist wieder Saison.

Zwischen dünn stehenden Birken nähert sich ein Motorschlitten mit Lastanhänger. Arkadi holt uns mit Sack und Pack in seine Jagdhütte. Eigentlich arbeitet er als Traktorist in der Landwirtschaft, aber da die Vegetationsperiode hierzulande kaum vier Monate beträgt, wurde ihm die Jagd zum zweiten Beruf. Den ganzen Urlaub – 36 Tage inklusive Nordzuschlag – nimmt er dafür, und zur Freude an Natur und Weidwerk gesellen sich dann noch umgerechnet sechseinhalbtausend Mark Verdienst – ein Zobelfell erster Güte (es muß schwarzbraun sein und unbeschädigt) bringt bis zu 200 Rubel.

Während Arkadi und Semjon über offenem Feuer das Abendessen kochen, heizt Ilja, der dritte im Bunde, zur Feier des Tages die Banja an. Wir laufen mit unseren TASS-Kollegen Irina und Wolodja ein Stück in den Wald, dreistimmige Ermahnung schallt hinterher. Wir sollen in Rufweite bleiben, erstens wegen des Herumtreibers (von ihm wird noch die Rede sein) und zweitens, wir wüßten doch, wegen der Sache mit Arkadis Frau.

Sie verließen die Hütte an einem Spätherbsttag zur gleichen Zeit, Arkadi zur Jagd, sie zum Beerensammeln. Als er nach zwei Tagen zurückkehrte, war sie immer noch fort. Ruhig wartete er einen weiteren Tag ab. Dann ging er zu den Nachbar-Jagdhütten, von denen die nächste 15 Kilometer entfernt war, und hinterlegte Zettel mit der Bitte, ihm beim Suchen zu helfen. Die Frau hatte sich verirrt. Am siebenten Tag, als sie merkte, daß sie im Kreise lief, markierte sie ihren Weg mit abgebrochenen Zweigen. So kam man ihr schließlich auf die Spur…

Der Gedanke, daß man tagelang durch die Kälte laufen müßte, um zur nächsten Siedlung zu gelangen, falls man den Weg fände, macht es noch angenehmer in der Blockhütte. Wir sind satt von Fischsuppe und Elchfleisch, mariniertem Waldknoblauch, eingelegten Pilzen und gezuckerten Moosbeeren. Die Petroleumlampe verströmt warmes Licht, der Kanonenofen knackt und glüht. Haben wir je so weich und kostbar gesessen? Unterm Stapel der erjagten Felle zieht der Hausherr Wodka hervor. Er lächelt. Eine Flasche für sieben Leute, damit bleiben wir doch im Rahmen?

Die Kirensker Wodkafabrik ist vor gut einem Jahr geschlossen worden, in ihren Räumen werden jetzt Milchprodukte hergestellt oder Lebensmittel gelagert. Weintrauben aus Transkaukasien zum Beispiel, die es früher hier um diese Zeit nicht gab. Im tiefsten Sibirien, Anfang November, bei 30 Grad Kälte, in einer Rayonstadt, die weder auf einer Fernverkehrsstraße noch mit der Eisenbahn zu erreichen ist, liegen sie in den Geschäften, naturgefrostet, aber wenn man sie vorsichtig auftaut und bald ißt, schmecken sie beinahe wie frisch. Spirituosen kann man auf Talons kaufen, die über die Betriebe verteilt werden, wahlweise einen Halbliter Primasprit, zwei Flaschen Wodka oder vier Flaschen Wein beziehungsweise Sekt pro Monat; das reicht, wurde uns versichert, für den Normalverbraucher.

Wir heben die emaillierten Henkelbecher und nippen auf unsere Bekanntschaft. Das Kofferradio spielt „Life is live“. Der Welthit, irgendwo in einem hochelektronisierten Studio auf der anderen Seite der Erde aufgenommen, wirkt vertraut und fremd zugleich in der Wildnis.

Wir sprechen über das Leben. Übers Jägerleben zunächst, und manchmal wissen wir nicht, ob es Russisch oder Latein ist, was wir da vorgesetzt bekommen. Immer wieder geistert ein Bär durch die Erzählungen, der „Herr der Taiga“, wie ihn unsere Gastgeber respektvoll nennen.

Alle zwei, drei Jahre kommt er auch in „unsere“ Hütte zu Besuch. Danach, berichtet Arkadi, ist jedesmal eine Generalinstandsetzung fällig. Auf der Suche nach Eßbarem – Zucker, Mehl, Nudeln, Tütensuppen – zertrümmert er Türen, Fenster, Bänke, den Ofen. Das letzte Mal hat er zudem noch alle Matratzen nach draußen geschleppt und obendrauf eine Säge deponiert, so als wollte er sagen, nun macht mal schön… Als wir ungläubig gucken, holt Arkadi eine deformierte Teebüchse hervor. Da hat er seine Zähne reingeschlagen, aber der Bissen war ihm dann wohl doch zu hart. Einmal, erzählt Ilja, habe ich einem Bären direkt gegenübergestanden, sozusagen von Mann zu Mann. In so einer Situation darfst du nicht abhauen, da mußt du ihm ganz ruhig in die Augen schauen, denn Menschenblicke hält er nicht aus. Und richtig, er hat gebrummt und kehrtgemacht.

So geht das noch eine ganze Weile weiter. Bis ich frage, wie sie denn über die Zukunft ihrer Jägerei dächten. Im Gebiet der Oberen Lena hat man riesige Erdöl-, Erdgas- und Kalivorkommen entdeckt, auch die verwertbaren Holzvorräte sind beträchtlich, ein Territorialer Produktionskomplex soll entstehen. Arkadi überlegt, ehe er antwortet. Erdöl wird gebraucht, da hilft nichts, ziehen wir uns eben ein bißchen weiter in die Taiga zurück, sie hat noch Platz genug für Jäger. Allerdings, wir müssen auch aufpassen. Erinnert ihr euch noch der Zeiten, als das Benzin bei uns kaum mehr kostete als Mineralwasser, als wir so taten, als könnten wir immer nur aus dem vollen schöpfen, ein Land mit so vielen Vorkommen! Ein Taigabrand, durch Leichtsinn verursacht, na und, wächst doch wieder, außerdem – nebenan stehen noch hunderttausend andere Bäume. Diamantenbagger, die eine Mondkraterlandschaft hinter sich lassen, wer sieht's, wen stört's? Jetzt begreifen immer mehr, daß wir sparsamer umgehen müssen mit unseren Reichtümern und daß wir die Natur so wenig

Jäger-Russisch oder Jägerlatein – das ist die Frage beim Hüttenabend mit Ilja, Arkadi und Semjon (Foto oben). – 30 000 Hektar Jagdfläche „bewirtschaftet" Arkadi zusammen mit zwei Kollegen. Jede der 120 Zobelfallen wird mindestens einmal in zwölf Tagen kontrolliert (links). Manchmal verfolgen die Hunde einen Zobel mehr als zehn Kilometer weit; flüchtet er auf den Baum, stellen sie ihn, bis der Schütze da ist.

wie möglich verletzen dürfen, wenn wir ihre Tresore öffnen.

Denken Sie auch nicht, fügt Semjon in seiner Eigenschaft als Kreisjagdverwalter hinzu, daß wir die Zobel einfach nur so wegputzen. Jedes Jahr führen wir eine Schätzung durch, und die ist ziemlich genau, wir haben da Erfahrung. Fünfundzwanzig Prozent der Pelztiere werden freigegeben, mehr nicht. Und auch das sollten Sie wissen: Als die Zobel in der Umgegend des Bratsker Wirtschaftskomplexes weniger geworden waren, haben wir Nachwuchs per Luftfracht hingeschickt, in unserer Region hat die Population in den letzten Jahren zugenommen.

Zum dritten Mal innerhalb von drei Stunden hören wir die Nationalhymne aus dem Kofferradio. Zuerst ist in Tschita Mitternacht, dann in Irkutsk, dann in Krasnojarsk. Hätten wir ein leistungsfähigeres Gerät und genügend Geduld bei der Senderwahl, könnten wir den Tageswechsel bei Kremlglokken zehnmal hintereinander erleben – was für Dimensionen!

Wie von selbst kommt unser Gespräch auf das Allerwichtigste. Ilja erzählt von seiner Jugend. Die Mutter wollte ihn nicht, mehr mochte er darüber nicht sagen, sie gab ihn mit drei Jahren zu einem ewenkischen Jäger. Der zog mit seiner Familie durch die Taiga; im Sommer hausten alle zusammen in der Jurte, im Winter in der Holzhütte. Ein hartes Leben, das den russischen Jungen lehrte, sich auf hundefellbespannten Schneebrettern bis auf zehn Meter an einen Elch heranzuschleichen und selbst bei 50 Grad minus im Freien zu übernachten. Dinge, die dem Siebenundfünfzigjährigen bis jetzt keine Schwierigkeiten bereiten.

Einundvierzig holten sie den Ewenken-Pflegevater zur Front, nun war Ilja Ernährer der Familie. Mit 10 Jahren schoß er seine erste Beute, mit 13 erhielt er seine erste Medaille für gute Ablieferung an den Staat. Er müsse immer wieder den Kopf schütteln, sagt Ilja, wenn er sähe, daß Mütter ihre 13jährigen Jungen wie Babys behandeln. Aber nicht deswegen habe er seine Geschichte vorgetragen, da sei noch was anderes. Sein Pflegevater habe damals einen Fußmarsch von zwei Monaten gebraucht, bis er zur nächsten Einberufungsstelle kam, und von dort waren es dann immer noch Tausende Kilometer Eisenbahnfahrt bis zum Kriege. Heute dagegen, bei den Waffen, Ilja blickt in die Runde, könne der Krieg in Minutenschnelle überall sein, selbst im hintersten Versteck in der Taiga...

Wir sehen uns an und sind uns einig, und es ist überhaupt, als seien wir schon ewig befreundet.

Zwischendurch verschwinden immer mal wieder zwei aus der Runde nebenan in die Banja, mehr passen nicht hinein, wenn man Wert darauf legt, sich mit Birkenreisern zu traktieren. Kalt geduscht wird aus Eimern voller Schnee. Müde macht Sauna allemal.

Mir wird ein Schlafplatz neben dem Fenster zugewiesen. Es ist aus Plastefolie geschnitten, weil Glas keinen Sinn hat, der Bär schlägt es ohnehin kurz und klein, wenn er kommt, wozu also das zerbrechliche Gut erst über die lange und beschwerliche Strecke heran-transportieren? Na denn, gute Nacht! Draußen treibt sich ein „Schatun" herum, ein Bär, der sich zu wenig Speck angefressen hat und nun vor lauter Unruhe nicht in den Winterschlaf verfällt. Ilja, der große Fährtenleser, hat uns nachmittags an einem Kiefernstamm hinter der Hütte auf einige Schneeflöckchen aufmerksam gemacht, die scheinbar schwerelos in der Luft schwebten. Beim näheren Hinsehen entdeckten wir, daß die Kristalle an Haaren hingen, die in der Borke verklemmt waren. An diesem Baum hatte sich der Bär den Pelz gerubbelt!

Es gelingt mir nicht, wach zu bleiben. Das Letzte, was ich höre, ist ein schnappendes Geräusch, gefolgt von einem tiefen Aufatmen aus Arkadis Ecke. Am nächsten Morgen erzählt mir Irina, was ich eigentlich gar nicht wissen sollte. Ein Mäuschen trieb sein Wesen in der Hütte, und dem Hausherrn war sehr daran gelegen, daß es in die Falle ging, ohne daß sich die ausländischen Gäste nur im geringsten belästigt fühlten.

Im nächsten Heft:

Die Komols

Brigadebilder und -notizen aus dem Wildauer Schwermaschinenbau „Heinrich Rau": Präzision ist gefragt.

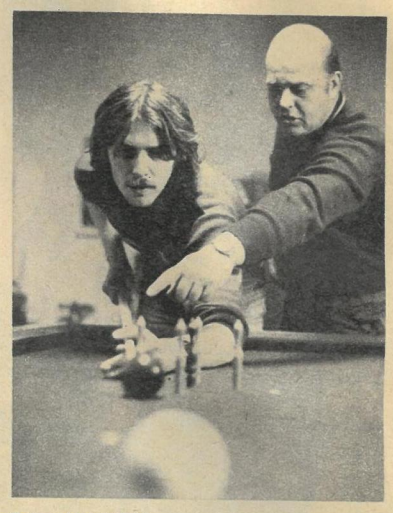


Foto: V. Hohlfeld

Abenteuer zwischen Kinderbuchseiten

Sie nennt sich BID, und wenn man durch sie geht, ist man baff. Über die größte Kinderbuch-Illustratorenschau der Welt nämlich, die alle zwei Jahre in Bratislava stattfindet. – Aus der heimlichen Hauptstadt der Kinder berichten in einer unkonventionellen Reisereportage Manfred Bofinger (Zeichnungen) und Bernd Siegmund (Text).

Höhepunkte 1987

Von drei möglichen Weltmeistertiteln holte der DDR-Biathlet Frank-Peter Roetsch (Foto) drei. Er gehörte zu denen, die dem Sportjahr '87 Glanzlichter aufsetzten.

Foto: K. Friedrich

Permer Momentaufnahme

Die Trasse wächst trotz grimmigem Frost.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Der kleine Schütze

Illustration: Tatjana Neljubina

Juli 1988

M	D	M	D	F	S	So
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31

August 1988

M	D	M	D	F	S	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 43 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die fünfte Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. Im 70. Jahr der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution stellen wir euch Märchen dreier großer Völker und Märchen von drei ganz kleinen Völkern vor: der Russen, Aleuten, Belorussen, Kereken, Ukrainer und Oroken.